Ausgabe Bern

Nr. 71 November 2008 | 6. Jahrgang

ensuite

kulturmagazin

Trost trostlos

Bond fordert Forster Seite 30

Halbstark geht's weiter

Sie waren saucool Seite 9

Novemberflash

Wieder nichts verändert Seite 35

Lebende Legende

Technopapi im Ghetto Seite 11

5 Jahre HKB: Das Fest
Freitag 14. November 08
Fellerstrasse 11
19.00 Uhr

Hochschule der Künste Bern
Fellerstrasse 11
Bern Bümpliz-Nord
www.hkb.bfh.ch/fest.html
Führungen durch die neuen Räumlichkeiten:
Samstag 15. November ab 12.30 Uhr

I Salonisti

siJamais. Stefan Saborowski. Quynh Dong

Jürg Halter

Literaptur (Guy Krneta Greis & Apfelböck)

Michel Layaz et Geneviève Pasquier
Cyril Gfeller & Lucien Dubuis Trio

Bern ist überall (CD-Taufe)

Thomas Pletzinger
Modz-On. X-Omat. Textkiosk

Marinka Limat. Ariane Andereggen
Waldmeier & Jenzer. Phantasie der Stimme
Eddi Lecesne

Mouthwatering Records (Clubbing)

Knackeboul & Cee

Ausstellungen. Lesungen. Performances
Theater. Konzerte. Filme. Tanz. Freier Eintritt

Berner Fachhochschule
Haute école spécialisée bernoise
Hochschule der Künste Bern
Haute école des arts Berne

hkb.bfh

Titelseite und Bild links:
James Bond, oder Daniel Craig, in «Ein Quantum Trost». Mehr Infos im Kino oder in diesem Heft auf Seite 30.

Impressum

Herausgeber: Verein WE ARE, Bern **Redaktion:** Lukas Vogelsang (vl); Anna Vershinova (av) // Robert Alther, Jasmin Amsler, Peter J. Betts (pjb), Simon Chen, Luca D'Alessandro (ld), Sabine Gysi, Isabelle Haklar, Bettina Hersberger, Till Hillbrecht (th), Sonja Hugentobler-Zurflüh (sh), Hannes Liechti (hl), Andy Limacher (al), Irina Mahlstein, Belinda Meier (bm), Monique Meyer (mm), Eva Pfirter (ep), Tatjana Rüegsegger, Barbara Roelli, Rebecca Panian, Monika Schäfer (ms), Anne-Sophie Scholl (ass), Christoph Simon, Kristina Soldati (kso), Tabea Steiner (ts), Antonio Suárez Varela (asv), Willy Vogelsang, Simone Wahli (sw), Konrad Weber, Sonja Wenger (sjw), Gabriela Wild (gw), Katja Zellweger, Ueli Zingg **Cartoon:** Bruno Fauser, Bern; Telefon 031 312 64 76 **Kulturagenda: kulturagenda.ch;** ensuite - kulturmagazin, allevents, Biel; Abteilung für Kulturelles Biel, Abteilung für Kulturelles Thun, interwerk gmbh. **Korrektorat:** Lukas Ramseyer, Monique Meyer

Abonnemente: 58 Franken für ein Jahr / 11 Ausgaben.
Abodienst: 031 318 60 50

ensuite – kulturmagazin erscheint monatlich. **Auflage:** 10'000 **Gesamtauflage** 30'000 (Bern und Zürich)

Anzeigenverkauf: inserate@ensuite.ch **Layout:** interwerk gmbh: Lukas Vogelsang **Produktion & Druckvorstufe:** interwerk gmbh, Bern **Druck:** Fischer AG für Data und Print **Vertrieb:** Abonnemente, Gratisauflage an 350 Orten im Kanton Bern; passive attack, Telefon 031 398 38 66 **Web:** interwerk gmbh

Hinweise für redaktionelle Themen (nicht Agendaeinträge!) erwünscht bis zum **11. des Vormonates.** Über die Publikation entscheidet die Redaktion. Bildmaterial digital oder im Original senden. Wir senden kein Material zurück. **Es besteht keine Publikationspflicht.**

Agendahinweise bis spätestens am 18. des Vormonates über unsere Webseiten eingeben. **Redaktionsschluss der Ausgabe ist jeweils am 18. des Vormonates.** *(siehe www.kulturagenda.ch)*

Die Redaktion **ensuite - kulturmagazin** ist politisch, wirtschaftlich und ethisch unabhängig und selbständig. Die Texte repräsentieren die Meinungen der Autoren/innen, nicht jene der Redaktion.

Copyrights für alle Informationen und Bilder liegen beim Verein WE ARE in Bern und der edition ■ ensuite. «ensuite» ist ein eingetragener Markenname.

Redaktionsadresse:

ensuite – kulturmagazin
Sandrainstrasse 3
CH-3007 Bern
Telefon 031 318 6050
E-Mail: **redaktion@ensuite.ch**

www.ensuite.ch

ENSUITE IM NOVEMBER

■ In all der Krisenzeit kann ich für einmal ein beruhigendes Vorwort schreiben, vielleicht hilft es. Die Menschheit wird nicht, wie noch im Sommer angenommen, an einem Dritten Weltkrieg zu Grunde gehen, sondern an einem simplen Denkfehler. Die Finanzkrise ist ein Konstrukt, welches auf einer falschen Rechnung aufgebaut wurde. Die Finanzwelt - von wegen professionell und genial. Wir wussten es schon immer, es ist alles nur eine Frage der Zeit. Und jeder Tragik und Desillusion zum Trotz: Gut so. Solche Systeme müssen stürzen, damit die Welt wieder ein Gleichgewicht erhält. Die Krise ist eine Chance, keine Tragödie. Wenn die bisher in Gold gehätschelten Banker Pleite gehen, so ist das nur fair – die Mehrheit der Menschen waren es schon immer. Der Kunstmarkt wird natürlich darunter leiden, nicht aber die Kunst und die Kultur - sie wird eine neue Wertschätzung erfahren, weil wir unsere Identität vom Fokus Geld wieder auf Menschlichkeit bringen müssen. Lokal statt global, und miteinander, nicht gegeneinander. Das klingt doch alles gar nicht so schlecht...

Deswegen bin ich gespannt, ob in der unterkühlten Shoppingmeile Westside die Kinohallen jemals gefüllt werden oder ob wir nicht zurück in die Altstadt, in die Wärme der Sandsteinmauern finden werden. Hier bin ich Menschen begegnet, bin bedient worden und hatte nicht das Gefühl, ich werde auf ein wandelndes Portemonnaie reduziert. Ich sage hier den AltstadtladenbesitzerInnen einfach mal «Danke» dafür.

Lukas Vogelsang
Chefredaktor

INHALT

KULTUR & GESELLSCHAFT
hochschule der künste bern: ständige bewegung bewegt die künste **6 |** nacht der religionen - nacht des erinnerns **21 | «**keiner fragt mich, wie es mir geht!» **24 |** mund art **25 |** wie (s)ich mein leben wieder einmal nicht änderte **35 |** tratschundlaber **31 |** insomnia **35 |** alles käse **38 |** umstadtläufer **39 |** putzlappen und gummihandschuhe **40 |** von menschen und medien / fauser cartoon **41 |** senioren im web **42 |** das lächeln **42 |** wandernde geschichten **43**

LITERATUR
j.m.g. le clézio, dave reay, philip roth **36 |** in fussgängerlangsamkeit nach wladiwostok **37 |** filosofenecke **37 |** lesezeit **38**

BÜHNE
«wir tanzen multikulti» **12 |** tanz der gegenwart folge V **13 |** «d'schwyz tanzt...» den salzweg **17 |** ein sport für einzelkämpfer? - der slam 08 holt teams auf die bühne **19**

KINO / FILM
«wir sind stolz auf ein schönes und durchmischtes publikum» **4 |** was aus einem pferdestall werden kann... **27 |** happy new year **28 |** qué tan lejos - wie weit noch **28 |** tausend ozeane **29 |** quantum of solace **30**

MUSIK
halbstark zum zweiten **9 |** musikfestival saint ghetto: ein brückenschlag zwischen musique concrète und rap **11 |** zwischen den tönen **20 |** cd-tipps **22**

KULTUR-PUBLIREPORTAGE
«pippi langstrumpf in der villa kunterbunt» **51 |** 10 jahre la capella - die kleinkunst-oase feiert geburtstag **54**

KULTURAGENDA
kulturagenda bern **47 |** biel **66 |** thun **70**

Mit Dank für die finanzielle Unterstützung:

Erziehungsdirektion des Kantons Bern

BÜRGERGEMEINDE BERN

KINO

«wir sind stolz auf ein schönes und durchmischtes publikum»

Von Barbara Neugel Bilder: Delphine Lyner und Reto Bühler - die beiden Co-Leiter der Geschäftsstelle der Kurzfilmtage Winterthur / zVg.

■ Die Kurzfilmproduktion boomt. Und das Publikum strömt in Scharen zu zahlreichen Festivals und Filmtagen, wo Kurzfilme zu sehen sind. Aktuellster Beweis ist das shnit Kurzfilmfestival, das Anfang Oktober in Bern stattgefunden hat. Der Erfolg des Kurzfilms ist aber nicht von gestern auf heute gekommen. Das wiederum beweisen die Internationalen Kurzfilmtage Winterthur, die vom 5. bis 9. November 2008 bereits zum zwölften Mal stattfinden. Aus den 2'900 Filmen, die aus der ganzen Welt eingereicht worden sind, haben die Kurzfilmtage Winterthur ein Wettbewerbsprogramm zusammengestellt mit 38 ausländischen und 21 Schweizer Filmen, von welchen vier für den internationalen Wettbewerb nominiert sind. Ein exklusives Spezialprogramm ergänzt den Wettbewerb. Gezeigt werden insgesamt über 150 Kurzfilme.

Im Rahmen des Spezialprogramms dieses Jahres ist Israel Gastland an den Kurzfilmtagen Winterthur. Anlass dazu ist das 60-jährige Bestehen des Staates Israel. Die Kurzfilmtage zeigen eine Art Werkschau zum israelischen Kurzfilmschaffen, das einen Einblick in die Geschichte und den Wandel dieser jungen und kontroversen Nation dokumentiert.

Im Spezialprogramm werden ebenfalls Armeefilme, Anti-Heimatfilme – unter anderen von Peter Liechti, Markus Imhoof, Herbert Achternbusch und Kurt Früh - zu sehen sein. Als weitere Leckerbissen sind Filme aus dem niederländischen Videoarchiv Montevideo, aus dem Dokumentarfilmstudio St. Petersburg und ein Programm rund ums Kultlabel Partizan vorgesehen. Die Retrospektive ist dem belgischen Shootingstar Nicolas Provost gewidmet. Delphine Lyner und Reto Bühler von der Geschäftsstelle der Kurzfilmtage Winterthur haben festgestellt, dass die Qualität der Filme besser geworden ist, vor allem aber jene der Schweizer Filme. Gemäss Reto Bühler sind jedes Jahr konstant massiv mehr Filme eingereicht worden. Diese grosse Flut von Filmen ist der Tatsache zuzuschreiben, dass es einfacher geworden ist, einen Film zu machen und ihn in der Welt herumzuschicken.

Aber was ist ein Kurzfilm? Diese Frage stellt ensuite - kulturmagazin Delphine Lyner und Reto Bühler.

Delphine Lyner: Ein Kurzfilm ist primär einmal definiert durch seine Länge. Offiziell gelten Filme bis 59 Minuten als Kurzfilme, bei uns im Wettbewerb haben wir jedoch die Obergrenze bei 25 Minuten gesetzt. Das sind die formalen Kriterien.

Reto Bühler: Bezüglich der Genres ist in Winterthur das Spektrum offen gehalten: Dokumentar-, Spiel-, Animations- und Experimentalfilme, Musikvideos sind enthalten im Wettbewerb und auch im Spezialprogramm. Es sind herausragende Werke ihres Genres. Bei der Auswahl wird man mit der Zeit sensibel für Leute, die spezielle Sachen machen. Das kann auch ein klassischer Spielfilm sein, auch der hat eine Chance. Wichtig ist, dass der Kurzfilm nicht nur als Nachwuchsmedium verstanden wird, sondern als eigenständige Kunstform. Ein Kurzfilm entsteht in kürzerer Zeit, mit weniger Geld und ohne Leute, die mitreden. Das gibt ihm mehr Unabhängigkeit als dem langen Film.

Delphine Lyner: Ja, er kann schnell auf die Aktualität reagieren.

Reto Bühler: Auch Industrie- und Auftragsfilme, zu denen zum Beispiel auch die Armeefilme gehören, sind ein spannendes Genre. Sie sind Zeitzeugen, spezielle Zeugen, die viel über die Zeit, in der sie entstanden sind, aussagen. Musikclips hingegen entstehen zu und dienen eher Werbezwecken. Für uns ist ein Kurzfilm spannend, wenn er sowohl inhaltlich wie auch formal etwas hergibt, wenn er also auch visuell interessant ist und über einen Informationsbeitrag hinausgeht.

Delphine Lyner: Es ist spannend und herausfordernd auszuwählen, was an Festivals gezeigt werden soll und wo jedes Festival seine individuellen Schwerpunkte setzt und somit seine Ausrichtung definiert.

Wie haben sich die Kurzfilmtage Winterthur in den letzten zwölf Jahren entwickelt?

Reto Bühler: Vor zwölf Jahren waren wir das einzige Festival in der Schweiz, das sich ausschliesslich dem Kurzfilm widmete. Niemand hätte sich damals träumen lassen, dass der Kurzfilm einmal so erfolgreich sein würde. Wir haben den Plausch daran, dass der Kurzfilm boomt und dass viel Qualität vorhanden ist. Auch das gestiegene mediale Interesse zeugt von diesem Boom Die Kurzfilmtage verstehen sich jedoch nicht nur als Publikumsfestival, sondern auch als Plattform für Kurzfilmprofis aus aller Welt. Diesen November werden siebzig Regisseure ihre Filme persönlich in Winterthur vertreten und es werden Festivalvertreter aus ganz Europa erwartet. Durch diese internationale Präsenz ergibt sich ein Multiplikationseffekt: Die Filme, die in Winterthur laufen, haben einen Promotionseffekt insbesondere für den Schweizer Kurzfilm im Ausland. So werden zum Beispiel, als Folge der Kurzfilmtage, Spezialprogramme mit Schweizer Kurzfilmen im Ausland gezeigt. Für solche Projekte leisten die Kurzfilmtage Beratungsarbeit und verfügen mit dem grössten Kurzfilmarchiv der Schweiz über eine wertvolle Infrastruktur. Das ist nachhaltige Kurzfilmförderung, die im Hintergrund stattfindet.

Die Kunst ist es, etwas zu bieten für Leute, die

sich vielleicht nur ab und an einmal Kurzfilme anschauen und auch für diejenigen, die etwas Spezielles geboten haben wollen. Beide Zuschauergruppen sind wichtig. In Winterthur ist uns dieser Spagat bisher sehr gut gelungen. Wir sind stolz auf unser schönes und durchmischtes Publikum.

Delphine Lyner: Ein Festival lebt von Branche und Publikum. An den Kurzfilmtagen bieten wir deshalb bewusst Plattformen und Austausch-Möglichkeiten für Leute aus der Branche und zeigen mit unserem breit gefächerten Kurzfilm-Programm dem Publikum ein vielseitiges, unterhaltsames und interessantes Angebot. Auch ein grosses, unterstützendes Team ist wichtig und nötig, Leute, die mit Herzblut für den Kurzflm arbeiten. Unterdessen verfügen wir über ein Netzwerk, das viel Wissen und Know-how einbringt.

Was ist das Spezielle der Kurzfilmtage Winterthur?

Reto Bühler: An vielen grossen Filmfestivals werden auch Kurzfilme gezeigt. Im Zentrum der medialen Aufmerksamkeit stehen aber meist nur die langen Filme. In Winterthur ist dies anders: Der Kurzfilm steht im Zentrum und nicht im Schatten des langen Films und die Kurzfilmemacher wissen dies sehr zu schätzen

Delphine Lyner: Wir investieren sehr viel Zeit und Geld ins Spezialprogramm, um an Filme heranzukommen, die man sonst nicht zu sehen bekommt. Das unterscheidet uns von anderen Kurzfilmfestivals. Je länger je mehr können wir aufgrund dieser Investitionen nun Früchte ernten. Kurzfilmgrössen aus dem Ausland kommen gerne nach Winterthur – wie beispielsweise Nicolas Provost aus Belgien.

Delphine Lyner: Dass die Leute von so weit her anreisen zeigt eine gesteigerte Wertschätzung gegenüber dem Festival aber auch dem Kurzfilm generell. Eine sehr schöne Entwicklung.

Für das nächste Jahr steht den Kurzfilmtagen Winterthur auch eine quantitative Weiterentwicklung bevor: Als weiterer Spielort wird das Theater Winterthur hinzukommen. Man darf gespannt sein.

Info: www.kurzfilmtage.ch

Monatsverlosung

ensuite – kulturmagazin verlost Gratistickets für die

PREMIERE VON TAUSEND OZEANE

■ Zwei junge Freunde entscheiden sich, in die Ferien zu fahren, um dem Alltag und einem Vater zu entfliehen: Pflichtenflucht. Von den Ferien kehrt aber nur Meikel Willer zurück – der Freund Björn will auf den Malediven bleiben. Zu Hause aber bemerkt Meikel, dass irgendetwas während der Ferien geschehen ist und er nicht nur Björn, sondern auch sich selber retten muss. Die Spannungen mit seinen Eltern und seinem Bruder sind nicht mehr auszuhalten. Es steht eine Entscheidung an.

Die Auflösung des Rätsels wird bereits in der Halbzeit gelüftet – jedoch im zweiten Teil vertieft, verändert und mit neuen Facetten versehen. Der junge Thuner Filmemacher Luki Frieden hat bereits mit seinem Débutfilm «November» im Jahr 2003 auf sich aufmerksam gemacht. Mit diesem zweiten grossen Familiendrama setzt er ein neues Zeichen. Wichtig ist ihm die Geschichte, nicht die Technik. **Die Premiere findet am Mittwoch, 12. November, 20:30h, im CinéClub in Bern statt. Luki Frieden ist anwesend, Moderation Bernhard Giger - im Anschluss an die Premiere wird ein Apéro offeriert. Infos und Ticketbestellung mit Talon oder auf www.ensuite.ch.**

Teilnahmebedingungen: Einfach den untenstehenden Talon per Post an die Redaktionsadresse einsenden. Einsendeschluss ist 10. November 2008. Pro Teilnehmer gilt nur ein Talon. Nicht teilnahmeberechtigt sind VerlagsmitarbeiterInnen, Redaktionsmitglieder von ensuite – kulturmagazin oder der interwerk GmbH und deren Angehörige.
Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einsendeschluss ist der 10. November 2008!

TALON: 1001 OZEANE

Ich nehme an der Eilverlosung der Tausend-Ozeane-Tickets teil:

Herr / Frau _____

Vorname _____

Adresse _____

PLZ / Ort _____

E-Mail (!) _____(...oder Telefon!)

Unterschrift _____

Ausschneiden und einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern BE

ensuite

KULTUR & GESELLSCHAFT

hochschule der künste bern: ständige bewegung bewegt die künste

Von Konrad Tobler Bild: zVg.

■ *Am 14. und 15. November wird an der Hochschule der Künste Bern HKB gefeiert: Die HKB feiert, dass der Umbau an der Fellerstrasse 11 in Bern-Bümpliz abgeschlossen ist. Und sie feiert ihr fünfjähriges Jubiläum – mit einem Fest, das die breite und innovative Vielfalt an Künsten zeigt, die an der HKB gelehrt werden. Aber: An der HKB geht der Umbau im übertragenen Sinn immer weiter.*

Shedhalle, Werkstrasse, Depotstrasse, Kesselhaus, Lüftungskamin: Da denkt kaum jemand an eine Hochschule. Eher an eine Fabrik. Und dennoch: Die Hochschule der Künste Bern HKB hat eine Shedhalle, hat Werkstrasse, Depotstrasse, Kesselhaus und einen Lüftungskamin, der mit seiner Y-Form unübersehbar ist. Vielleicht ist das Y auch ein V, das auf einen Sockel gestellt ist. Dann stünde der Buchstabe möglicherweise für Victory – und verwiese darauf, dass die HKB am 14. und 15. November wirklich etwas zu feiern hat: Das Ende der Umbauarbeiten an der Fellerstrasse 11 einerseits, das fünfjährige Jubiläum der Hochschule andererseits. Es ist ein Jubiläum, das ein wichtiges Etappenziel im permanenten Umbau der Hochschule markiert.

Die Tuchfabrik wird Kulturfabrik Doch der Reihe nach. Als die Hochschule vor fünf Jahren in ihrer heutigen Form entstand, war einer ihrer Hauptsitze klar: Die Fellerstrasse 11, die ehemalige Tuchfabrik Schild. Das lag nicht auf der Hand, wie Thomas D. Meier, Direktor der HKB, erklärt: «Das Gebäude und die städtebauliche Lage hatten keinerlei kulturelle Konnotationen. Die Architektur hatte keine einem tradierten Hochschulgebäude eigene Hierarchie. Genau das zwingt zum Denken.»

Die Umnutzung vom Industriegebäude zur Hochschule erforderte einen massiven Umbau mit Kosten in der Höhe von 26 Millionen Franken. Gemessen an der Grösse des Gebäudes, das 70 mal 70 Meter auf 3 Stockwerken misst, sind diese Kosten relativ bescheiden. Weil der 1958/59 erbaute Komplex von der Denkmalpflege als «schützenswert» eingestuft ist, verlangte die Umnutzung Subtilität. Der Auftrag ging an das Architekturbüro von Rolf Mühlethaler, Bern. Das Umbaukonzept: «In respektvollem Dialog zwischen Alt und Neu sowie unvoreiligem, kritischem Weiterführen der Tugenden der grosszügigen Anlage wird eine unverwechselbare Authentizität angestrebt. Der Geist der Industriebaute lebt weiter.»

In der Tat: Äusserlich hat sich wenig verändert, so dass das Gebäude architektonisch wie je ins Quartier integriert ist. Aber: Die Tuchfabrik ist zur regelrechten Kulturfabrik geworden. Das ist im Inneren des Gebäudes ablesbar, aber erst auf den zweiten Blick. Denn die Architekten haben die Grundstrukturen des Gebäudes belassen. Böden und Wände zeigen immer noch die Spuren der ursprünglichen Nutzung. Es reihen sich nicht, wie das zu erwarten wäre, Hörsäle an Seminarräume. Viel eher erinnert das Ambiente wirklich an eine Kulturfabrik, wie man sie vielleicht in Berlin finden würde: Da ist ein Druckatelier, da sind Werkstätten, ein Malsaal, da sind Labors und viele Ateliers. So wollten es die Architekten: «Ähnlich einem Mikrostadtorganismus, welcher seine Qualitäten von Innen heraus entwickelt, stehen Strassen, Gassen, Galerien, Balkone, Kommunikations- und Ruhezonen in wechselseitiger Beziehung.»

Grenzüberschreitung als Prinzip Der HKB-Standort an der Fellerstrasse 11 – hier befinden sich auch Direktion und Verwaltung der ganzen Hochschule – ist also ein komplexes Gebilde. Hier sind verschiedene Studiengänge der visuellen Künste beheimatet, die Konservierung-Restaurierung, Gestaltung und Kunst sowie das Y (Institut für Transdisziplinarität). Hier also wird gelehrt und praktisch gearbeitet. Und hier wird auch geforscht. Denn das ist nicht nur ein Auftrag an die HKB, das ist auch ein Kern ihres Selbstverständnisses. Gewiss: Die Studierenden lernen, was traditionellerweise an einer solchen Hochschule angeboten werden muss. Sie lernen ihr Handwerk von Grund auf. Aber weil alle Bereiche in einem rasanten Wandel sind, ist es auch wichtig, dass dieser Wandel rechtzeitig reflektiert wird. Zudem, so Thomas D. Meier, genügt es nicht mehr, nur im eigenen Gärtchen zu wirken. Es müssten Grenzen überschritten werden. Das sind vor allem die Grenzen der verschiedenen Medien und der verschiedenen Disziplinen. So kann es durchaus sein, dass jemand zwischen der Bildenden Kunst und der Musik hin- und herpendelt. Wer beispielsweise ein Video machen will, muss sich sowohl mit der Frage der Bildkomposition, der Dramaturgie als auch der Beleuchtung und Akustik beschäftigen.

Damit dies unbürokratisch möglich ist und Synergien geschaffen werden können, wurde die HKB 2003 in ihrer heutigen Form gegründet. Es war ein schweizerisches Pioniermodell, als sich damals die Hochschule für Gestaltung, Kunst und Konservierung und diejenige für Musik und Theater zusammengeschlossen und so eine intensive, spartenübergreifende Zusammenarbeit begründeten. Dies sei trotz der verschiedenen Standorte mittlerweile eine selbstverständliche Sache, sagt Meier nicht ohne Stolz. Denn neben dem Standort an der Fellerstrasse gibt es sechs weitere, darunter einen an der Sandrainstrasse, einen zweiten, schwergewichtigen an der Papiermühlestrasse und einen dritten in Biel, wo das erste - zweisprachige – Literaturinstitut der Schweiz seinen Sitz hat.

Und der Umbau geht weiter So ist die HKB in den letzten Jahren gewachsen. Heute zählt sie rund 800 Studierende, die von rund 300 Dozierenden betreut werden. Sie ist damit zu einem ernst zu nehmenden Faktor unter den schweizerischen Kunsthochschulen geworden. Genau deshalb, aber auch weil Infrastrukturbedürfnisse über Jahre nicht befriedigt werden konnten, geht der Umbau weiter, der in den letzten fünf Jahren für radikale Strukturänderungen sorgte, nicht zuletzt auch durch die Anpassung der HKB an die Bologna-Reform. Mittlerweile bietet die Hochschule neben den Bachelor-Studiengängen neun Master an – «es wurden genau so viele bewilligt, wie wir eingegeben haben», unterstreicht Meier.

Weitergehen wird der Umbau auch örtlich. Nachdem die Fellerstrasse 11 in Bern-West in Betrieb genommen ist, fasst Meier zusammen mit den zuständigen Planungsgremien bereits einen weiteren Schritt ins Auge. Es soll ein zweiter Hauptstandort eröffnet werden, der die Kräfte nochmals stärker bündeln kann. Geplant ist dieser Standort in Bern Ost, genauer: Auf dem Galgenfeld in der Nähe der Postfinance-Arena, also wiederum auf einer industriellen Stadtbrache, die umgenutzt werden kann. Wiederum wird die HKB zum produktiven, innovativen

Denken gezwungen sein, um sich den Ort aneignen zu können, dem eine kulturelle Nutzung völlig fremd ist. Vorgesehen ist, auf dem Galgenfeld alle performativen Künste, also Theater und Musik, zu vereinen – dazu gehört auch der Bereich Jazz, der an der HKB einen wichtigen Stellenwert hat. Längerfristig sollen auch das Schweizer Opernstudio – die einzige Opernausbildung der Schweiz – und der Studiengang Musik und Bewegung (Rhythmik), die heute in Biel untergebracht sind, in Bern angesiedelt werden.

Forschung – die grosse Herausforderung Zurück an die Fellerstrasse 11. Auch hier wird weiter gebaut. So erging an Mona Hatoum der Auftrag, ein Projekt «Kunst am Bau» auszuarbeiten. Die Wahl der britischen Starkünstlerin ist ein bewusstes Statement: Die HKB hat nicht nur den Anspruch, national eine führende Rolle zu spielen – sie baut auch ein internationales Netzwerk auf. So waren bisher am Studiengang Kunst als Gastdozenten beispielsweise der deutsche Fotograf Thomas Struth ebenso wie Thomas Schütte, Harald Klingelhöller, Bethan Huws, Pia Stadtbäumer und eben Mona Hatoum zu Gast. Und am Studiengang der Viskom ist es Tradition, dass Partner aus Berlin, Paris oder Barcelona unterrichten.

Vernetzung ist ebenfalls die Basis der Forschung, eine Vorgabe, die für die HKB in den letzten Jahren zur Herausforderung wurde. Weil es im Bereich der Künste – anders als an den herkömmlichen Hochschulen – keine explizite Tradition eigentlicher Forschung gibt, mussten deren Konturen, Methoden und Inhalte in vielen Diskussionen und Experimenten erst entwickelt und immer wieder neu reflektiert werden. Die HKB sucht nun für ihre Forschungsprojekte bewusst immer wieder Partner aus Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung und Kultur. Zusammen mit ihnen wird durch die Verbindung von wissenschaftlichen und künstlerischen Ansätzen neues Wissen entwickelt und der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Dabei ist Grenzüberschreitung bereits eine Selbstverständlichkeit geworden. Sie ist das Prinzip der Transdisziplinarität in Lehre und Forschung, die – auch das ist ein Novum – im speziellen Institut Y gebündelt ist. Trandisziplinarität, also die Verbindung verschiedenster Künste, Medien und Methoden, führt zu ehrgeizigen Forschungsprojekten, die durchaus bis ins Medizinmanagement, bis zu einem Spitalatlas oder zu Fragen der Gehirnforschung führen können.

An der spartenübergreifenden Lehre, den sogenannten Y-Projekten, beteiligen sich immer Studierende und Dozierende aus allen Richtungen. Das aktuelle Jahresthema heisst «Bewegung» – eben weil «Bewegung nicht nur ein ewiges Gesetz des Kosmos, sondern auch der Künste ist», wie es im Jahresprogramm formuliert ist. Und: «Jede Kunsthandlung, jedes Kunstwerk lässt sich als eine Bewegung verstehen, und sei es auch in Stein gemeisselt: Musik ist die Bewegung der Töne, Tanz die Bewegung der Körper, Schauspieler bewegen sich in ihren Rollen, Filme und Videos sind bewegte Bilder, und ein Gemälde oder eine Fotografie besitzt ebenso eine innere Bewegung wie ein literarischer Text.» Zur «Bewegung» sind zur Zeit folgende Projekte am Laufen: Gehörlosendisco, Entschleunigung, Die letzten Beweger, Hands, Alternative Kartografie, Timing ist alles und Üben.

«Europa ist nicht das Zentrum» Bewegung ist also neben dem Umbauen das eigentliche Programm oder Thema der HKB, nicht nur an der Fellerstrasse 11. HKB-Direktor Thomas D. Meier setzt sich bereits weitere kulturpolitische Ziele. Gerade angesichts der sozialen Umgebung in Bern-Bümpliz mit dem hohen Anteil an Immigratinnen und Immigranten sieht er für die kommenden Jahre die Notwendigkeit, den starken demografischen Wandel auch an der Hochschule zu reflektieren. Und zwar nicht nur theoretisch. «Wir haben noch viel zu wenige Studierende mit Immigrationshintergrund», sagt er selbstkritisch. Das müsse sich ändern, denn «zu stark noch gehen wir davon aus, dass Europa das kulturelle Zentrum ist».

Wenn man weiss, was sich in den letzten fünf Jahren an der HKB alles verändert hat, dann ist klar: In fünf Jahren wird die HKB ihr Gesicht wieder markant verändert haben. So wie Shedhalle, Werkstrasse, Depotstrasse, Kesselhaus und Lüftungskamin ihre Funktionen radikal veränderten. So wie aus einer Tuchfabrik eine Kulturfabrik werden konnte.

Info: www.hkb.bfh.ch

International – und doch lokal verankert

■ Die Hochschule der Künste Bern HKB hat einen internationalen Anspruch. So hat die britische Starkünstlerin Mona Hatoum den Auftrag erhalten, für die Fellerstrasse ein Kunst-am-Bau-Projekt auszuarbeiten (siehe Haupttext). Dabei soll aber der Blick auf die nahe Umgebung nicht verloren gehen – gerade weil die HKB eigentlich «wie ein Ufo» in Bern-West gelandet ist, wie HKB-Direktor Thomas D. Meier das bildhaft formuliert. Denn die HKB ist wirklich ein neues Element in diesem Quartier, das für Bern-West typisch ist mit seinen hohen Wohnblöcken und der multikulturellen Zusammensetzung der Bewohnerinnen und Bewohner; kopftuchtragende Frauen gehören hier zum Alltagsbild.

Das sichtbarste Schaufenster der HKB, das sich zum Quartier öffnet, ist das KaFe, das HKB-Restaurant, das auch für Quartierbewohnerinnen und –bewohner geöffnet ist. Für diese soll aber auch augenfällig werden, was an der Fellerstrasse 11 inhaltlich geschieht und woran gearbeitet wird. Ein Instrument dafür ist die «Cabane», ein ehemaliger Expo.02-Pavillon, der gleich neben dem Bahnhof Bümpliz Nord aufgestellt wurde. Dort werden regelmässig Ausstellungen organisiert, die Einblicke in die Werke und Experimente von HKB-Studierenden und –Dozierenden geben. Die «Cabane», entworfen von Jean Nouvel, ist Teil des Projekts «Kunstachse», einer Quartierinitiative, die das Ziel hat, «die Nord-Süd-Fusswegverbindung zwischen Bümpliz und Bethlehem aufzuwerten und erkennbar zu machen».

Info: www.kunstachse.ch

Hochschule der Künste Bern HKB
Das Fest zum Jubiläum und zur Eröffnung.
Fellerstrasse 11, Bern-Bümpliz (Bus Nr. 14 bis Station Säge oder S-Bahn bis Bümpliz Nord)

PROGRAMM 14.11.08

www.hkb.bfh.ch/fest.html

18h: Eröffnung mit Y-Apéro / 18:30h: 1. Bankett für Gönnerinnen und Gönner der HKB (Erlös zu Gunsten des Stipendienfonds HKB). Das Bankett wird vom Restuarant zum blauen Engel hergerichtet und durch den Stadtpräsidenten Herrn Alexander Tschäppät eröffnet.

20h: «Bern ist überall», anschliessend Preisverleihung der Stiftung zur Förderung der bernischen Mundartdramatik durch Christoph Reichenau.

19h - 24h: Diverse Anlässe auf verschiedenen Bühnen: Konzerte, Ausstellungen, Lesungen, Performances, Bar im KaFe, Tanz, Filme, etc.

00h - 04h: Mouthwatering Records (Clubbing)

Acts

- Ariane Andereggen: «Second Art World»
- Bern ist überall (CD-Taufe)
- Cyrill Gfeller: Kurzfilm «fragmented rhythms» & und Auftritt der Jazz Band «Lucien Dubuis Trio»
- I Salonisti
- Knackeboul & Cee
- Jürg Halter: «Nichts, das mich hält»
- Literaptur (Guy Krneta, Greis & Apfelböck): «Winnetou Bühler»
- Marinka Limat und Philippe Wicht: «Ein gutes Modell»
- Michel Layaz et Geneviève Pasquier: «L'Improbable épopée de Boniface Bé»
- Pascal Viglino «Modz-On»
- Phantasie der Stimme
- Quynh Dong: «Wake up»
- siJamais
- Stefan Saborowski: «Ernst Kandl – Fortschreitende Räude»
- Thomas Pletzinger: «Bestattung eines Hundes»
- Waldmeier&Jenzer: «JINGLE»

Eintritt frei / Kollekte zu Gunsten des Stipendienfonds HKB

OFFENE TÜREN 15.11.08

Ab 12:30h zu jeder vollen Stunde Führungen durch die Fabrik, die Mediothek, das Druckatelier, die Werkstätten, den Malsaal, die Labore und Seminarräume der Bereiche Konservierung-Restaurierung, Gestaltung und Kunst, Y (Institut für Transdisziplinarität), der Direktion und Verwaltung sowie der Forschung. Verpflegung im KaFe, dem Quartierrestaurant der HKB.

And the oscar goes to
vatter's Kinoticket-Service
Sie geniessen –
wir bringen Ihnen Ihr Kino-Ticket an den Tisch.
Infos: www.vatterland.ch
vatter
Restaurant-Café
Jetzt neu und exklusiv:
Vatter's Kinoticket-Service
Während Sie bei uns essen, holen wir Ihre reservierten Tickets ab und bringen sie Ihnen an den Tisch. Übrigens gilt der Service auch für Konzert- und Theatertickets. Auf Ihren Anruf freuen wir uns: Telefon 031 313 1111.
Neue Öffnungszeiten
MONTAG – FREITAG
08.30 – 20.30 Uhr
DONNERSTAG
08.30 – 21.30 Uhr
SAMSTAG
08.30 – 17.00 Uhr
Sonn- und Feiertage geschlossen
vatterland
Bärenplatz 2, 3011 Bern
Telefon 031 313 11 11

DIE ANDERE DVD-EDITION
Dunia
be with me
El lado oscuro del corazón
Pure Coolness
EUPHORIA
Les silences du palais
Season of the Horse
Madrigal
DARATT
El baño del Papa
THE WOMAN IN THE DUNES
the goddess of 1967
Die erste Adresse für herausragende Filme und DVDs aus Süd und Ost
www.trigon-film.org
Telefon: 056 430 12 30
trigon-film

Kunsthalle Bern
TIGHT, REPEATING BOREDOM
Koenraad Dedobbeleer & Rita McBride
–
GERIWI
Aloïs Godinat
4.10. – 30.11.2008
Director's Talk:
Mittwoch 12.11. 18.00 Uhr
Lesung:
Mittwoch, 19.11. 18.00 Uhr
Tanzperformance:
Dienstag, 25.11. 20.30 Uhr
Galerienspaziergang:
Samstag, 29.11. 13.30 Uhr
Kunst zum Sattwerden:
Kunstführung mit währschaftem Mittagessen
Dienstag, 4.11./ 25.11. 12.30 – 13.30 Uhr
Anmeldung bis zum Vortag 17.00 Uhr
unter 031 350 00 40 oder
i.schweinlin@kunsthalle-bern.ch
www.kunsthalle-bern.ch
Photo: André Morin, Paris, © Frac Bourgogne

Kunst
08
Zürich
14–17
14th International Contemporary Art Fair | ABB Hall 550 | Zürich-Oerlikon
NOVEMBER
Friday 4pm to 10pm | Saturday 2pm to 9pm | Sunday, Monday 12pm to 6pm

MUSIK

halbstark zum zweiten

Von Carol Kessler Bild: zVg.

■ 1958: Sie trugen Jeans und Lederjacken, hatten ihr Haar mit verschwenderisch viel Pomade zu einer Tolle frisiert – die Zigarette stets lässig im Mundwinkel, das Moped laut knatternd unterm Hintern. Sie waren saucool, diese ersten Rocker der Schweiz, die wie ihre amerikanischen Vorbilder Marlon Brando und James Dean ihren Freiheitsdrang auslebten, indem sie Gangs gründeten, sich mit provokativem Auftreten von der vorherrschenden Jugendkultur abhoben und gegen die bürgerliche Gesellschaft rebellierten. Die Spiesser beobachteten diese Bewegung voller Abneigung und nannten die jungen Rebellen abschätzig: Halbstark.

Nun, ein echter Halbstarker scherte sich keinen Deut um die braven Gepflogenheiten der damaligen Jugend – er hörte allem voran keine deutschen Schlager mehr, sondern begeisterte sich für alles, was aus Amerika kam: Und das war nebst den Motorrad-Gang-Filmen wie «The Wild One» vor allem Rock'n'Roll. Die neue Musik war wild und revolutionär, sie gab den Jugendlichen dieser Zeit ihre eigene Stimme. Spätestens mit Bill Haleys «Rock around the clock» - das selbstredend zur Hymne des Rock'n'Roll wurde! - hatten sich auch die Heranwachsenden in Europa mit dem neuen musikalischen Virus infiziert: Der Rock'n'Roll wurde zum Soundtrack eines neuen Lebensgefühls.

2008: Sie tragen Jeans und Lederjacken, sie haben ihr Haar mit Pomade frisiert - mit oder ohne Zigarette, mit oder ohne knatterndem Moped, jedoch stets eine Portion Provokation und Rebellion mit inbegriffen. Sie sind saucool, diese drei Initianten des zweiten Halbstark-Festivals im Berner Wasserwerk. Es ist jedoch nicht, weil sie sich in ihren jugendlichen Flegeljahren in Gangs sammelten, sondern weil sie allesamt von diesem Rock'n'Roll angesteckt wurden und dieser bis heute – und das können beim einen oder anderen gut und gerne mehr als 25 Jahre her sein – in ihren Adern pulsiert. Der Musikvirus, den Beatman Zeller einfing, waren die trashigen 60ies mit Bands wie den Sonics und den Shadows. Elvis Presley und Bill Haley griffen sich mit ihrem klassischen Rock'n'Roll Paul Burkhalter, und Silvio Bommeli infizierte sich mit dem Soul und Rhythm'n'Blues von James Brown und Aretha Franklin. Das war am Anfang.

Die drei von der Musik infizierten Männer liessen es nicht dabei bleiben, sich im stillen Kämmerlein ihre Schallplattenschätze rauf und runter zu hören. Ein jeder für sich fasste den Plan, mehr mit dieser Musik anzustellen – sie nach dem eigenen Entdecken in die Welt hinaus zu tragen. Aus diesem Gedanke entstanden das Plattenlabel Voodoo Rhythm (Zeller), die Konzertagentur Crazyeventik (Burkhalter) und das DJ-Kollektiv Capital Soul Sinners (Bommeli). Die drei eigenständigen Labels stachen wie grosse Schiffe in See und schleusten sich seit jeher an den Wassern der kommerziellen Hitparaden- und Clubmusik vorbei. Obwohl die drei Kähne auf anderen Wogen reiten, sind deren Steuermänner stets darauf bedacht, ihren Kurs – ihre Musik - nicht aus den Augen zu verlieren. Um keinen Preis. Und weil es manchmal ein bisschen einfacher ist, wenn man nicht alleine hinterm Steuer steht, haben sie sich Halbstark ausgedacht: Rock'n'Roll, Soul, Rhythm'n' Blues, Surf, 60ies-Trash und Beatmusik mit viel Schmiss und Schwung in einen Topf schmeissen, gut umrühren, eine anständige Portion Pfeffer obendrauf und dampfend heiss servieren.

Samstag, 22. November
Türöffnung: 21:00h - 03:30h

The Rockin Blues: VOODOO RHYTHM RECORDS. Million Sellers from Belgium.
STINKY LOU & THE GOON MAT with LORD BERNARDO
www.myspace.com/stinkylouandthegoonmat

BLUELAKE RECORDS wild Rock-a-Billy Shooting Stars from Lausanne & Geneva
THE NOISY BOYS
www.myspace.com/thenoisyboys

Spinning the hottest wax for
DJ PISTOLERO PEPE (CRAZYEVENTIK)
all killers, no fillers!

DJ H. BOOGALOO (CAPITAL SOUL SINNERS)
Shake your hips!

Wasserwerk Club
Wasserwerkgasse 5
3011 Bern

Carol Kessler arbeitet für Crazyeventik und hat im Auftrag von ensuite diesen Text verfasst.

Bild: Pierre Henry / zVg.

MUSIK

musikfestival saint ghetto: ein brücken-schlag zwischen musique concrète und rap

Von Till Hillbrecht

■ Zugegeben, man stellt sich den Vater des Techno vielleicht etwas anders vor. Ein wenig verlebter. Ein Tüftler, der wochenlang mit Tageslichtentzug gelebt hat, bleich, dürr und hager. Nicht unbedingt wie ein normaler 80-Jähriger. Vermutlich erwartet man auch nicht, dass der Vater des Techno mit 80 Jahren überhaupt noch lebt.

Aber er lebt. Pierre Henry als Vater dieses Genres zu bezeichnen ist durchaus eine etwas schwierige Behauptung, obwohl er für viele genau dies ist.

Henry, das ist eine lebende Legende, und er wird am Musikfestival Saint Ghetto in der Dampfzentrale vom 19. bis 23. November der Headliner sein. Henry, das ist der Mann der ersten Stunde, der Mitbegründer der Musique Concrète. Er, der in den fünfziger Jahren mit Plattenspielern und Elektronik Musik komponierte. Er und nicht Greis oder Polar wird der Headliner sein. Greis und Polar, die ebenfalls am Festival auftreten und dabei zu den Youngsters gehören, haben Henry einiges zu verdanken. Die Innovation, welche die jungen Musiker heute im Gewimmel der Popmusik freizusetzen vermögen, setzte schon vor einem halben Jahrhundert ein. Es war damals die Absicht Henrys, Sphärenmusik zu schaffen, Kompositionen aus Geräuschen und elektronischen Klängen. Es war was ganz anderes als die Vorstellung, die wir heute von Techno haben, das ist klar. Aber es hat vielem von Heute den Weg geebnet.

Dem Ebnen des Weges hat sich die Dampfzentrale mit diesem Musikfestival angenommen. Dem Weg raus aus dem Zweiten Weltkrieg in die grosse Mixturelle am linken Seine-Ufer im Pariser Quartier Saint-Germain-des-Prés, dem Schmelztiegel von Allem, was später mit kulturellem Vorreitertum bezeichnet wird. Den Fortschritt sucht sich das Festival nicht in der Retrospektive allein, sondern schliesst vielmehr die beiden Enden, also den Ursprung und das Momentane, zum Anlass dieses Festivals zusammen. Es bläst nicht nur die Avantgarde der Musik durch die Dampfzentrale, es wehen harte Brocken der Club- und DJ-Kultur, der süsse Schmäh französischer Mode und der Rauch von langen, dünnen Zigaretten ins Haus. Nouvelle Chanson und Neue Musik. New Wave. Avantgarde hat mit Pop zu tun oder ist sogar Pop oder wird Pop werden, dereinst. Die Dampfzentrale hatte das Prinzip schon präsentiert, als sie vor zwei Jahren mit Laurie Anderson einen ähnlich starken Namen in ihre Hallen brachte wie heuer Pierre Henry.

Dass Traditionelles die Skurrilität nicht ausschliesst oder sogar das eine nur wegen dem anderen überhaupt skurril wird, dass die Verbindung von Elektronik, Chanson und Metal nicht wie abgestumpfte Worldmusic-Remixes klingen müssen, beweist der zweite grosse Namen am Festival, Brigitte Fontaine, seit den 60er-Jahren.

Ein kahlgeschorener Kopf, der sich launenhaft in bizarrem Outfit durch die Cabaret-Szene bewegt, auf Theaterbühnen mitwirkt und mit dem Art Ensemble Of Chigaco ebenso gespielt hat wie mit Musikern von Sonic Youth und Noir Désir. Eine Skandalnudel, die sich als seriöse Musikerin mit ihrer einzigartig kratzigen Stimme ihren Namen in den Pariser Underground gebrannt hat. Fontaine ist ein genauso hochkarätiger Gast am Festival wie Henry. Und obendrein wohl fast noch ein bisschen französischer als er.

Er, Pierre Henry, hat es immerhin zum Mitbegründer eines Genres geschafft. Die Bezeichung «Musique Concrète» geht auf ihn und den Ingenieur und Komponisten Pierre Schaefer zurück. Schaefer gründete 1944 das Studio d'Essai in der französischen Rundfunkanstalt und war Autor der ersten Studien zur Geräuschmusik. Das erste gemeinsame Werk der beiden Musiker entstand 1950, «Symphonie pour un homme seul», welches als erstes Meisterwerk der Gattung gilt. Es sorgte damals für Aufregung, weil Henry und Schaefer ein Werk ohne Partitur vorstellten, das elektronisch mit Hilfe von Schallplatten übertragen wurde und nur aus Klangcollagen bestand. Henry baute sich bis in die 90er-Jahre verschiedene private Experimentierstätten in Paris auf, welche im Laufe der Jahre auch Geburtsstätte der französischen elektroakustischen Musik wurden. Mit der Band Spooky Thooth landete er im Psychedelic Rock (Ceremony), die enge und freundschaftliche Zusammenarbeit mit Maurice Béjart fand seinen Zenith 1967 mit der «Messe pour le temps présent», 1997 erschien deren Technoversion. Psyché Rock aus «Messe pour le temps présent» wurde ein Rockklassiker, aus welchem Jahrzehnte später Fat Boy Slim einen BigBeat-Hit remixte. Revoluzzer Henry, der sich auch dem Gesamtwerk von Victor Hugo in «Hugosymphonie» 1985 annahm, ist bis heute ununterbrochen am Schaffen. In seinen jüngsten Werken steht die digitale polyphone Montage im Mittelpunkt.

Es sind die Künstler der ersten Stunde, Fontaine gleichermassen wie Henry. Und die frankophone Künstlerschaft nützt die Gunst dieses ersten Moments, der sich über die Jahre hielt und durch gute und durch schlechte Zeiten zog. Die Enkelinnen und Enkel Henrys und Fontaines stehen heute hinter den Turntables, rappen und schrauben an lustigen Synthie-Sounds herum. Die Musik ist also in ihrem Prinzip nicht weit entfernt von früher. Und Chanson lebt, auf experimentelle Weise (am Festival: Hermine) oder im tiefgründigen Singer/Songwriter-Genre (Polar). Im imaginären Saint Ghetto schickt sich auch der Berner Rapper Greis an, auf französisch seinen Teil des Weges von der ersten zur aktuellen Stunde beizutragen. Greis rappt seit jeher auf deutsch und französisch und wird in der Dampfzentrale sein diesjähriges französisches Tourprogramm zum ersten Mal in der Deutschschweiz präsentieren.

Ob Henry denn tatsächlich der Vater des Techno sein mag? Es kommt darauf an, was Techno ist. Und es wäre schade, ihn darauf zu reduzieren. Nicht jede elektronische Dancefloor-Musik ist heute automatisch Techno. Und Techno muss umgekehrt nicht automatisch Dancefloor sein. Wenn der französische Elektro-Live-Act Nozé am Saint-Ghetto-Festival auftritt, wird man sich schwierig tun, an der Party Paralellen zu Pierre Henry heraus zu hören. Es wäre auch schade drum. Ausser vielleicht, Henry hört sich Nozé an diesem Abend auch an und schwingt das Tanzbein. Dann kann man ihn ja mal fragen. Das wäre ein Brückenschlag.

BÜHNE

«wir tanzen multikulti»

Von Konrad Weber Bild: «Nie ein Kranich gewesen»; Marianna Straub und Julia Stucki / Foto von Christa Mathys & Anna Ludi

■ «Die Essenz schwingt weiter und eine neue Form entsteht», erklärt Marianna Straub ihre Kunstform, das Tai-Chi, das mehr Meditation in Bewegung als Tanz sei. Was sie wagt, hat zuvor noch niemand ausprobiert. Marianna Straub plant zusammen mit Julia Stucki ein Experiment: Die Beiden versuchen zwei Bewegungsformen mit einer enormen Tradition zu vereinen, um diese während 70 Minuten zu einem Ganzen verschmelzen zu lassen. Flamenco und Tai-Chi. Ein Unterfangen, das vor allem mit grosser Offenheit angegangen werden müsse, meint Julia Stucki, die zweite Tänzerin im Bund. Bereits mit acht Jahren nahm sie ihren ersten Ballettunterricht und entdeckte schliesslich mit 17 den Flamencotanz. Heute besitzt sie eine eigene Flamencotanzschule in Bern und versucht vor allem im experimentellen Flamencotanz Fuss zu fassen. Man könnte meinen, die beiden Tänzerinnen versuchten mit ihrem Projekt die Welt neu zu erfinden, die Tradition der Tanzstile auszuhebeln. Julia Stucki verteidigt sich: «Der Flamencotanz kam mit den aussergewöhnlichsten Kulturen in Berührung und wurde in seiner Geschichte von diesen geprägt. Falls wir ihn heute nicht weiterentwickeln, wird er eines Tages aussterben.»

Flamenco und Tai-Chi zu vereinen, diese Idee schreit nach einer Vorgeschichte. Marianna Straub, die vor sechzehn Jahren vom Tai-Chi gepackt wurde, erklärt: «Während einer Flamencostunde bemerkte unsere Lehrerin, dass Flamenco primär eine Frage der Präsenz sei. Im Tai-Chi ist dies nicht anders. Nur das Sein im Moment füllt die Form mit Inhalt, mit Leben. Alles verändert sich in jedem Augenblick. Jeder Augenblick ist Neuschöpfung, ohne dass dabei die Essenz verloren geht. Das Verbinden dieser Gegensätze wird in der Präsenz kultiviert.»

Ein drittes Element wird ebenfalls präsent sein, wenn die beiden Tänzerinnen die Bühne betreten. Als wäre die Herausforderung noch nicht genügend gross: «Die moderne Projektidee schrie förmlich nach neuer Musik», meint Julia Stucki und fragte aus diesem Grund den Berner Jazzer Andreas Schaerer für eine Komposition an. Sogleich war er von der Idee überwältigt: «Die sehr unterschiedlichen Bewegungsarten erzeugten bereits ohne jegliche Musik eine enorme Spannung!» Die grösste Herausforderung bei einem solchen Projekt stelle die kompositorische Vorgehensweise dar, erklärt Schaerer. «Die Form der Musik besteht bereits komplett, da sie sich gänzlich an den Bewegungsabläufen und Akzenten der Tänzerinnen orientiert.» Um die beiden Tänzerinnen aber auch akustisch untermalen zu können, wurde kurzerhand ein Jazzquintett zusammengestellt.

Wie entstehen jedoch diese Bewegungsabläufe? Wie gehen Tänzerinnen, die aus extrem gegensätzlichen Stilrichtungen emporgestiegen sind, aufeinander ein? Julia Stucki kannte das Tai-Chi zu Beginn des Projektes nicht. Trotzdem war sie von der alten chinesischen Tradition sofort begeistert: «Da ich im Flamencotanz seit vielen Jahren auf eine präzise Armarbeit achte, sind mir sogleich die schönen Bewegungsabläufe der Arme von Marianna aufgefallen.» Marianna Straub hingegen machte bereits an verschiedenen Orten mit dem Flamencotanz Bekanntschaft. So war es denn für sie auch mehr ein Präsentieren einzelner Tai-Chi-Elemente, auf welche Julia Stucki sogleich mit ähnlichen Flamencotanzbewegungen Antwort gab. «Was wir auf der Bühne darstellen gleicht eher einem Gespräch, als striktem Einstudieren einer fixen Choreografie. Zudem empfand ich die Proben oft als gegenseitige Weiterbildung auf dem jeweils fremden Gebiet der Tanzpartnerin», erklärt Julia Stucki.

Dass die beiden Tänzerinnen mit ihrem neusten Projekt beim Publikum anecken könnten, denkt Julia Stucki nicht. «Selbstverständlich erwarten wir vom Publikum etwas Offenheit und den Willen, sich auf etwas noch nie Dagewesenes einzustellen. Trotzdem haben wir bereits viel positive Bemerkungen aus unserem Umfeld erhalten, als wir von der Projektidee erzählten.» Dass sich die Zuschauerinnen und Zuschauer auf etwas nie dagewesenes gefasst machen sollten, erklärt ihnen bereits der Titel der Tanzaufführung. Marianna Straub lüftet das Geheimnis: «Eine Tai-Chi Form entsteht und vergeht. Die Kranichform entsteht und vergeht. Und am Schluss der Übung ist ‹Nie ein Kranich gewesen›.»

Choreografie/Leitung/Tanz:
Marianna Straub, Julia Stucki
Komposition:
Andreas Schaerer
Musiker:
Nick Perrin (Gitarre)
Simon Heggendorn (Geige)
Benedikt Reising (Alt- und Baritonsaxofon, Bassklarinette)
Marco Müller (Bass)
Rico Baumann (Perkussion)
Lichtkonzept:
Verena Kälin

«Nie ein Kranich gewesen» ist am 13., 14. und 15. November im BeJazz-Club in den Vidmarhallen zu sehen. Türöffnung: 20:00h, Konzertbeginn: 20:30h; 70 Min. ohne Pause.

TANZ DER GEGENWART FOLGE V

multi-kulti (1): stilmix

Von Kristina Soldati Bild: Breakdancer und Shaolin-Mönch / Foto: Hugo Glendinning

■ Wenn dieses Jahr der Choreograf Sidi Larbi Cherkaoui Shaolin-Mönche direkt aus dem chinesischen Kloster im Stück Sutra auf die Bühne stellt, dann ist das zeitgenössischer Tanz. Wenn andernorts Breakdance mit indischem Tanz konfrontiert wird, wie in Corps Etrangers von der Companie Accrorap, erleben wir ebenfalls pulsierenden zeitgenössischen Tanz. Sind dem Tanz von heute die Ideen ausgegangen und bedarf es externer Inspiration? Reiht sich das Phänomen Stil-Mix in die westliche Tradition mit exotischer Ornamentik ein oder ist es Ausdruck eklektischer Postmoderne?

Der Multi-Kulti-Stilmix ist kein neuer Trend, er hat viele Vorläufer in der Geschichte und sagt dennoch in seiner Impertinenz etwas Spezifisches über unsere Zeit. Schon die Shaolin-Mönche sind eine Ausprägung grenzüberschreitender Einflüsse: Im Zuge der Verbreitung des Buddhismus im 6. Jahrhundert von Japan aus nach China vermischte sich die friedfertige Lebensanschauung in Shaolin mit dem dort praktizierten chinesischen Kampfsport. Wo Missionierung, Handelsverkehr oder Völkerwanderung Menschengruppen bewegte, dort hinterliessen sie auch kulturelle Spuren.

Mix zwischen dominanter Kultur und Volkskultur Eine Volksgruppe mag den Tanz nun so verfeinern und als repräsentativ erachten wie die Aristokratie es am französischen Hof tat. Sie mag sich zudem noch eine professionelle Truppe leisten, die ihr höfisches Theater bedient. Dann ist der Weg frei für einen Stilmix einer besonderen Art: Die dominante Kultur (das Ballett) bereichert sich bewusst mit exotischen Figuren und Stilen der Volkskunst. Die Turquerie im 17. Jahrhundert und der spanische Tanz im 19. Jahrhundert sind dafür Beispiele. Seit dem Vordringenden des osmanischen Reiches, bald bis an die Tore Wiens, stiess der Orientalismus auf zunehmendes Interesse. So durfte 1596 eine Troupe armée des Turcs im Schloss aufziehen und die Schaulust des Hofes befriedigen. Orientalismus-Lehrstühle wurden geschaffen, Enzyklopädien, Theaterstücke (von Molière und Lully) mit Musik und Tanzeinlagen. Dem doppelten Reiz des Fremden, dem bedrohlichen und verführerischen, konnte so genüge getan werden. Im kunstvoll inszenierten Einsatz von Tanz spielt Exotik gewollt oder ungewollt auch eine politische Rolle; am Hof von Louis XIV. eine eindeutig selbstherrliche. In Molières Stück wurden die türkischen Zeremonien so verzerrt, dass sie die Muslime geradezu denunzierten. Die «türkischen» Passagen hatten musikalisch und wohl auch tänzerisch kaum spezifische Charakteristika, Authentizität war kein Anliegen. Aneinandergereihte Drehungen und heftiges Gestikulieren in bunter Tracht reichten für die Zwecke aus. Noverre verteidigte sich einmal: Dem Publikum seien ursprüngliche Volksweisen nicht zuzumuten. Es verlange alles «mit Eleganz und Geschmack» zubereitet. Die Aufklärung löste das Gesellschaftsaffirmative mit der Gesellschaftskritik ab. 1758 führte die Ballett-Pantomime Le Turque généreux auf Anordnung der Kaiserin Maria-Teresa den Edelmut orientalischer Herrscher vor, welche vom türkischen Botschafter auch wohlwollend honoriert wurde. Die «türkische» Musik, vielleicht auch durch die geografische Nähe des Wiener Hofes, war schon spezifischer, ebenso der Tanz. In der Romantik gewann man schliesslich einen Blick fürs Detail. Denn nun erwachte das Interesse an der Volkskultur schlechthin (Märchensammlungen, Lieder, etc.). In dieser Zeit wurde der Charaktertanz als eigenes Fach in das Ballett und

bumadesign

An- und Verkauf von Designklassikern | Restaurationen

Michael Fischer +41 (0)79 280 35 29 | Pascal Bucheli +41 (0)79 208 43 55

info@bumadesign.ch | www.bumadesign.ch

WALTZ WITH BASHIR

FILMFESTIVAL CANNES
IM WETTBEWERB

EIN FILM VON
ARI FOLMAN

«Ein Meisterwerk!» L'EXPRESS

«Der wichtigste israelische Film aller Zeiten.
Bahnbrechend. Einzigartig. Ein Muss!»
Moti Kirshenbaum, CHANNEL 10, Israel

waltzwithbashir.com
www.FRENETIC.CH MEDIA

AB 4. DEZEMBER IM KINO

ENSEMBLE PAUL KLEE MIT RUDOLF ROSEN

«ELEGIE»

Sa, 29. November 2008, 19.30 Uhr
Auditorium Martha Müller, Zentrum Paul Klee

Othmar Schoeck (1886-1957): Elegie op. 36
für Bariton und Kammerensemble;
Engelsmusik für Clavichord mit Jörg Ewald Dähler
Leitung: Kaspar Zehnder

Vorverkauf: www.kulturticket.ch,
Tel. 0900 585 887 (CHF 1.20/Min.)

Zentrum Paul Klee
Bern

Musée
Museum
Neuhaus
Biel-Bienne

www.mn-bienne.ch
www.mn-biel.ch

m'n
musée · museum neuhaus

die Ausbildung integriert und nahm stattlichen Raum in den grossen Handlungsballetten (von Marius Petipa) ein.
Allmählich gestanden auch in Frankreich tonangebende Tanzkritiker wie Théophile Gautier den Vorzug des Authentischen (einer Lola Montèz spanischer Herkunft) gegenüber der virtuosen Aneignung fremder Stile durch die Profitänzerinnen wie Fanny Elssler oder Taglioni ein. Zuvor hatte er Lola noch mangelnder Technik wegen zerrissen. Nun fragte er seine Leser, von der Lebhaftigkeit und Leidenschaft Lolas befangen: «Ist Tanzen eine solch ernste Kunst, dass sie keine Innovation oder Kaprizen zulässt? Ist es wirklich notwendig, an unbeugsamen Regeln festzuhalten?»

Eine zunehmend ethnologische Auseinandersetzung von Künstlern begann aber erst gegen die Jahrhundertwende. Maler wie Gauguin widmeten sich dem Primitivismus, studierten Farb- und Lichtverhältnisse in tropischen Ländern, Musiker wie Béla Bartók betrieben Feldarbeit vor Ort und zeichneten die vielfältige Volksmusik des Balkans auf Tonträger auf. Während dieser erste Musikethnologe bereits seine Entdeckung kundtat, wonach die ungarische Musik wie Liszts Rhapsodia hungarica eigentlich auf Zigeunerweisen fussen, die magyarischen Bauernmelodien dagegen oft den Pentaton nutzen (ein Erbe aus dem Orient), sind Tanzethnologen und ihre Ergebnisse noch nicht so präsent.

Wachsende Authentizität Wir wissen, welche Macht orientalisch oder griechisch anmutende Stile über Tänzerinnen im Jugendstil ausübten. Doch weder Ruth St. Denis noch Isadora Duncan nutzten die in der Ethnologie aufkommende Forschungsmethode der «teilnehmenden Beobachtung» für etwaige Studien vor Ort. Sie reisten zwar viel auf Tourneen, nicht aber zu Studienzwecken. Studienreisen unternahm dagegen eine bereits versierte Tänzerin der nächsten Generation: Ruth Page. Sie notierte ihre Beobachtungen im Buch: «Page by Page. Dancing around the World 1915-1980», und lieferte als eine Art Auslandskorrespondentin regelmässig Berichte an den berühmten Tanzkritiker John Martin der New York Times. Im Abschnitt «ethnische Tänze» empfiehlt sie den Tänzern: Geh und «shop around» (mache Einkäufe)! Profitiere von Tanzlehrern in aller Welt, um die Spannbreite der Ausdrucksfähigkeit, die der Mensch besitzt, kennenzulernen und die eigene künstlerische Empfindlichkeit zu verfeinern. Sie rühmte sich, Zeuge von Zigeunern in Granada gewesen zu sein, «die auf der harten Erde ihrer primitiven Keller Feuer und Leidenschaft sich aus dem Leib tanzten, noch bevor sie auf Bühnenbrettern turistische Attraktionen wurden». Ausgerüstet mit dem gesunden amerikanischen Selbstbewusstsein und der vielversprechenden «Melting-Pot»-Ideologie, einverleibte sie sich japanischen, indischen, balinesischen Tanz jeweils von Meistern. Zum paradiesischen, «orchideenhaften» Bali meinte sie: «Für mich ist ihre Wirklichkeit nur der äussere Ausdruck meiner Träume.» Das hinderte sie nicht, genau hinzuschauen. Die akribische Beobachtung der Haartracht und Kostüme diente, nebst Schritt und Ausdruck, wie nach dem Erwerb von auserwählten Rohstoffen zur Weiterverarbeitung («Veredelung» war wohl nicht mehr möglich). Ruth Page bot das Endprodukt an New Yorker Theatern feil: «Two Balinese Rhapsodies». Der Mehrwert klimperte in ihrer Tasche. Ihre Erfahrungen bereicherten auch den im amerikanischen Tanz der 30er sich abzeichnenden «Primitivismus»-Stil. Dann avancierte sie zur Tanzdirektorin der Chicago-Oper. Dort gelang Ruth Page, ganz im Bann der New-Harlem-Renaissance-Bewegung und ihrem stilfusionierenden Jazz, ein Coup: Erstmals sollte ein abendfüllender Kunsttanz auf eigens komponierte Jazzmusik eines Schwarzen eine Negro-Folk-Play-Groupe enthalten. Diese sowie die lokale schwarze Kinder-Tanzgruppe im Ensemble standen für Authentizität, wiewohl das Szenario eigentlich Martinique darstellte. Auf der Vorlage von Volksmärchen aus Martinique wollte Ruth Page die Hauptrolle tanzen, «ballettisch» sich gebären, im Finale jedoch als Hexe sich entpuppen. Als sie bald auf Katherine Dunham, die erste schwarze Balletttänzerin traf, war ihr Projekt komplett: Die gesamte Companie des Abends bestand nun aus Schwarzen. Mit Dunham kaufte sie sich aber Authentizitätsanspruch ein: Da Dunham indianisch-westafrikanisch-madagassischer Herkunft war, im interdisziplinären und kosmopolitischen Geist der Chicago-Universität auf Unterstützung ihres anthropologischen Interesses stiess, wurde sie bald als erste Tanzethnologin auf den Weg geschickt. Mit einem Stipendium versehen durfte sie ihre Wurzeln in der Karibik erforschen und auf den Spuren ihrer Vorfahren tanzen. Sie wurde in Haiti mit offenen Armen empfangen, ihre tänzerischen Fähigkeiten versprachen spirituelle Kräfte, und bald unterzog sie sich einem Initiations-Ritus zum Obi (einem spirituellen Führer). Die Empfehlungsbriefe ihres Professors wurden wohl dazu nur verräuchert. Von 1935-1937 betrieb sie Feldforschung, barfuss. Indem sie hervorhob, welch bedeutsame Rolle der Tanz ursprünglich in Kulturen hatte, stärkte sie die Position des Tanzes in der Moderne. Die Beispiele, die angeführt wurden, zeugen von zwei Phänomenen, die in den letzten fünfzig Jahren auch getauft wurden, auf die Namen Cross-over und Multikultur.

Cross-over Der Begriff Cross-over hat nach Musikologen mit der Entstehung der Beurteilungslisten der Musikindustrie zu tun. Von den 20ern bis 1939 gab es wohl nur eine, welche die Beliebtheit von Musikstücken (und den absehbaren Kaufwert) bestimmte. 1943 gab es schon drei, die bestimmten Genres entsprachen, mittlerweile über vierzig. Die Aufteilung von Stilen und Publikumsgeschmack bildet eine Hierarchie, wonach die Hauptströmung (mainstream) die gängigste Musik ist, die aber der Nebenströmungen schon zur eigenen Abgrenzung bedarf. Cross-over wäre ein Aufsteigen einer Seitenströmung in die Hauptcharts. Manche vermögen darin «Integration» und Akzeptanz marginalisierter Stile durch ein breites Publikum erkennen.
Wenn wir den Begriff auf die Genreüberschreitungen im Tanz anwenden, zeigt uns die Geschichte, dass schon immer das Bedürfnis bestand, hohen oder dominanten Kunststil (höfischen Tanz und Ballett) über Randerscheinungen, volkstümliche sowie exotische Stile anzureichern. Integration, Akzeptanz oder Kenntnis der betroffenen Kulturen bedeutete dies nicht.

Multikultur Bewusstsein für kulturelle Vielfalt hatten das Habsburger Reich ebenso wie die Kolonialmächte und ihre Hochkultur in Frankreich und England. Was sich veränderte, ist die wissenschaftliche Neugier, ihre Methoden und Techniken. Während in Amerika die Multikultur, idealisiert, identitätsbildend war (auch in Abgrenzung zum

AUSBLICK TANZ

Region Genf
Weil Russell Maliphant an der Royal Ballet School ausgebildet wurde, dann aber Contact-Improvisation, Tai-Chi und anderes nicht scheute, ist er so vielseitig, wie ein erfolgreicher Zeitgenosse zu sein hat: Er kann für das Royal-Opera-House in London (Broken Fall mit Sylvie Guillem) choreografieren als auch für die Batsheva Dance Company. Hier ein seltenes Gastspiel in der Schweiz:
Ort: Forum Meyrin, Place des Cinq-Continents 1 Datum: 18. November, 20:30h
Nach einer Weinprobe an den Rebenhängen des Genfer Sees könnte man sich einen humorvollen Ausklang leisten: 10 km von Genf, in Annemasse, gastiert die französische Gruppe Propos, welche ihren schwungvollen zeitgenössischen Tanz mit Breakdance oder Kunstgriffen aus der hohen Schule des Zirkus immer überraschend und originell aufzulockern weiss.
Ort: Annemasse (F), Château Rouge Route de Bonneville 1
Datum: 25. November, 19:30h

Zürich
Wen es nicht so weit vom Kamin treibt, der kann kleine Experiment-Stücke von Choreografen aus der Region betrachten oder Anna Huber, Artist-in-Residenz der Berner Dampfzentrale, in «unsichtbarst» zu erblicken suchen - oder das Schwergewicht Artifact von Forsythe sich zu Gemüte führen.
unsichtbarst
Ort: Tanzhaus Zürich, Wasserwerkstr. 129
Datum: 6. November, 20:30h, 7. November, 18:00h
Kurzstücke/Experimente/Work-in-Progress
Ort: 1. November, 20:00h, 2., 7., 8. November, 18:00h
Artifact
Ort: Züricher Opernhaus, Theaterplatz
Datum: 8. November, 20:00h

Bern
Im Rahmen des «Tanz.In Bern» ist noch «Cher Ulysse» von J.-C. Gallotta zu sehen sowie das «Bern Ballett» mit Jiri Kylian, Karol Armitage und der Ballettchefin Cathy Marston (vgl. Besprechung in ensuite - kulturmagazin, Nr. 70)
Cher Ulysse
Ort: Dampfzentrale, Marzilistr. 47
Datum: 1. November, 19:30h
Ort: Fribourg, Nuithonie, Rue du Centre 7
Datum: 4. November, 20:00h
Kylian/ Armitage/Marston
Ort: Stadttheater Bern, Kornhausplatz
Datum: 2. November, 18:00h, 8., 13. November, 19:30h

Dritten Reich), versuchen auch in Europa Kulturminister und Kuratoren mittlerweile, uns den Begriff schmackhaft zu machen. In Berlin entstand das Haus der Kulturen der Welt, interkulturelle Begegnungsstätten spriessen europaweit an allen Ecken aus dem Boden, künstlerische Sozialprojekte versuchen in französischen Vorstädten und London das Explosionspotential zu kanalisieren und vielleicht gar für den Kulturbetrieb zu schröpfen (Förderung indischen Tanzes in London, des Breakdancing in Lyon und Mobilisierung Jugendlicher der Berliner Vorstädte für die Berliner Philharmoniker in «Rhythm is it!» sind dafür Beispiele).

Wer hat noch Angst vor dem Multi-Kulti-Stilmix unserer Tage? Im Zeitalter der grenzenlosen Mobilität und Mediatisierung sind die abgegrenztesten Ethnien erforscht, abgeschiedene Lebensweisen gar im tiefsten Amazonien dokumentiert und kulturelle Nischen erschlossen. Minderheitenförderprogramme lassen diese zu Wort kommen, Kulturprogramme sie an der zeitgenössischen Kunst teilhaben. Das Bangarra Dance Theatre zum Beispiel verknüpft den Aborigines-Tanz Australiens mit zeitgenössischen choreografischen Elementen und tourt nun weltweit. Wir können in allen Städten afrikanischen, indischen Tanz lernen, Bauchtanz oder Capoeira. Interkulturelle Begegnungen sind auf der Tagesordnung. Auch beim Herstellen von Kunst. Wenn ein algerischer Immigrant, Kader Attou, sich mit indischen Kathak-Tänzern zusammentut, ist das Fusion, nach der Begrifflichkeit der Musik. Denn die Musik-Industrie hat das Genre World-Music bereits in den 80ern eingeführt. Und kulturelle Cross-over innerhalb eines Genres nennt sie Fusion. Solche Fusionen sind in der Entstehungsweise interessant, davon abhängig auch künstlerisch.

Fusion und Stilkontrast Wie im Genre World-Music müssen wir bei Koproduktionen genauer hinschauen: Bedienen sich renommierte Künstler einer exotischen (Klang- oder Tanz-)Kulisse, prägen dann aber in (post)kolonialistischer Manier mit ihrer dominanten Kultur das Ergebnis? Peter Simons produzierte mit dem Musikalbum Graceland authentisch vor Ort, in Südafrika, doch die afrikanischen Künstler blieben im Hintergrund. Fein geschulte Choreografen griffen in den 90ern in Frankreich gern auf die Breakdancer der exotischen Schwellenkultur zurück, aber eine ausgewogene künstlerische Zusammenarbeit entstand nicht. Genau hinschauen lohnt sich auch beim Stil.

Welche Stile sind in die Zusammenarbeit eingebracht und was generieren sie? Wenn Kader Attou, ein erfolgreicher Breakdancer aus den Bidonville Lyons, der heruntergekommenen Vorstadt, Lust auf indischen Tanz bekam, so gründet das in seiner Hiphop-Kultur: Treffen, Austauschen und Teilen ist da das Motto. Sein Projekt traf gleich auf Zuspruch bei der öffentlichen Hand. Doch er zog erst einmal privat, ganz alleine, einen Monat nach Achmedabad. Er wollte den Hintergrund der verschiedenen Richtungen verstehen. So erfuhr er, warum das Aufrechte, Stolze des indischen Tanzes ihn an Flamenco gemahnte: Die Zigeuner hätten es auf ihrer langen Reise von hier entlang der Seidenstrasse über Europa bis Spanien gebracht. Er entschied sich in Achmedabad für den Kathak-Stil, zu dem der bodennahe Breakdance gut kontrastierte. In der rhythmischen Bearbeitung des Bodens wiederum treffen sie sich. Die energetische Behandlung von weiten Räumen, über Drehungen und propulsierende Ausfallschritte der Kathak-Tänzer, korrespondiert gut mit der rebellischen Dynamik der B-Boys, zeigt aber auch, wie Linien durch den Raum im Breakdance nicht existieren. Ob es ihn nervt, auf der Woge des Multi-Kulti mitzureiten? Nein, die Vorwürfe der post-postmodernen Kritiker, wonach das stilistische Patchwork-Verfahren nur spielerische Willkür und freies Surfen zwischen Bedeutungen sei, erreichen ihn nicht. Hiphop ist ein Auswuchs dieser kulturellen Vielfalt, muss sich nicht verteidigen und wird auch weiterhin fremde Stile aufspüren und Elemente einverleiben. Wie eh und je. Und dann fährt er fort: Er bette sie auch in Geschichten, wenn auch in kleine (Kader Attou kehrte soeben aus New York heim, wo er sein neues Stück Petites histoires.com aufführte).

WWW.TANZKRITIK.NET

Die nächsten Folgen von «Tanz der Gegenwart»:
VI. Folge: Multi-Kulti (2): World-Dance
VII. Folge: Betanzte Plätze
VIII. Folge: Software & Tanz

BÜHNE

«d'schwyz tanzt...» den salzweg

Von Gabriela Wild

■ Die Berner Tanzkompanie «d'Schwyz tanzt...» feiert ihr zehnjähriges Bestehen auf den Spuren des Weissen Goldes. In regem Ideenaustausch mit Vertretern von «Via Storia – Kulturwege der Schweiz» ist das Tanzprojekt «Salz – Sel – Salina» entstanden, das zur Eröffnung der Via Salina entlang der Route zwischen Bern und Arc-et-Senans aufgeführt wird. Das Thema «Salz» zieht sich als roter Faden durch die Produktion und wird aus verschiedensten tänzerischen Blickwinkeln beleuchtet. Stichworte dazu sind die Wichtigkeit des Salzes, Salzabbau, Salzhandel, Salztransport, Salzschmuggel und Feste rund um das Salz. Da die Via Salina in den französischen Teil der Schweiz und nach Frankreich führt, dienen auch Volkstanz- und Volksmusikeinflüsse aus diesen Kulturräumen als wichtige Inspirationsquellen.

«d'Schwyz tanzt...» wurde 1998 von Sjoukje Benedictus gegründet. Die Choreografin, Tanz- und Theaterpädagogin setzt den Volkstanz ins Zentrum ihres Schaffens. Sie engagiert sich mit ihrer Gruppe für eine lebendige Schweizer Volkskultur, die zeitgenössisch und innovativ auftritt. Volkstanz-Kultur, davon ist Benedictus überzeugt, bleibt lebendig, wenn sie sich öffnet und den Dialog mit anderen Stilrichtungen sucht. Wie schon bei «putzt und gstrählt» aus dem Jahre 2006 bringt Christine Lauterburg als Schauspielerin und Sängerin ihre ureigene und unverwechselbare Note auf die Bühne. Das Zusammenspiel der Tänzerinnen und Tänzer mit der erfolgreichen Allroundkünstlerin führt zu einer lustvollen Auseinandersetzung zwischen Theater, Gesang und Tanz. Tanz, spielerische Szenen und Lieder verflechten sich zu einer unkonventionellen Bühnenproduktion, die durch die musikalische Präsenz der «Bärner Tanzmusig» noch süffiger wird. «Bärner Tanzmusig» und «d'Schwyz tanzt...» sind seit 1998 gute Partner. Das vielseitige Spiel der Berner Musiker stimuliert die Tanzkompanie immer wieder aufs Neue und vermag Volksmusikfans und Volksmusikmuffel gleichermassen zu begeistern.

«Salz – Sel – Salina» ist die fünfte abendfüllende Produktion der Berner Tanztruppe. In über siebzig Vorstellungen in fünf Kantonen konnte sie ein breites Publikum auf lustvolle und professionelle Art für das schweizerische Kulturgut gewinnen. Im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne hat sich die Kompanie durch ihre ansteckende Tanz- und Lebensfreude einen eigenständigen Platz in der Schweizer Tanzszene erarbeitet. Dem Stil von «d'Schwyz tanzt...» wird man deshalb weder mit der Bezeichnung Volkstanz noch mit dem zeitgenössischer Tanz gerecht, er ist keines von beidem und doch beides in einem, und somit entsteht ein neuer Begriff: «Zeitgenössischer Volkstanz.»

Die Uraufführung von «Salz – Sel – Salina» findet am 30. Oktober um 20.15 Uhr in der Aula der Rudolf Steiner Schule in Ittigen / Bern statt. Bis zum 27. November ist das Stück in Bern, Basel, Thun und Düdingen zu sehen.

Info: www.dschwyztanzt.ch.

Do/Fr | 06./07. November
19.30 Uhr, Kultur-Casino Bern

Amour et Romances

Weber / Chausson / Bruckner

Berner Symphonieorchester
Andrey Boreyko, Dirigent
Iris Vermillion, Mezzosopran

Samstag 15. November
11.00 Uhr, Theater im National, Bern

I wett im ene Baum wohne

Familienkonzert

Berner Symphonieorchester
Linard Bardill, Autor, Sänger, Erzähler
Mariusz Smolij, Dirigent
Fotunat Frölich, Komponist

Do/Fr | 23./24. November
19.30 Uhr, Kultur-Casino Bern

Klang-Gewalten

Müller / Rachmaninow/ Tschaikowsky

Berner Symphonieorchester
Dmitri Liss, Dirigent
Nikolai Tokarew, Klavier

GEGEN VÖLKERMORD
FÜR TOLERANZ

ARMENISCHES ORATORIUM

KHATCHATUR AVETISYAN
und türkische, jiddische, kurdische Lieder

Leitung: Martin Lugenbiehl
Sopran Anahit Balyan, Tenor Andrés del Castello, Projektchor- und Orchester "Armenisches Oratorium"
Gäste: ANANUN, Araxi Karnusian

Sa, 1.11.08 St.Gallen, Laurenzenkirche
So, 2.11.08 Winterthur, ev.ref.Kirche Wülflingen
Sa, 6.12.08 Zürich, Kirche St.Jakob
So, 7.12.08 Bern, Heiliggeistkirche

www.stimmeundchor.de, 052 222 72 63

CULTURE SCAPES TÜRKEI
27.11.–30.11. 2008
▶ Z DAMPFZENTRALE BERN

WWW.CULTURESCAPES.CH
WWW.DAMPFZENTRALE.CH

PATRONAT
PASCAL COUCHEPIN
Schweizer Bundespräsident
ABDULLAH GÜL
türkischer Staatspräsident

27.11. 20h
TALDANS

29.11. 20h
AYDIN TEKER

29.11. 22h
HA ZA VU ZU

30.11. 20.30h
STIMMHORN & MERCAN DEDE

BÜHNE

ein sport für einzelkämpfer? – der slam 08 holt teams auf die bühne

Von Sabine Gysi Bild: Smaat, Quelle: slamaniac.de

■ Seit Monaten arbeitet man beim Verein Slam2008 auf Hochtouren. Schon zu Jahresbeginn haben sich die Anfragen zum Poetry Slam 2008 gehäuft; die Fans konnten die Aufschaltung der Website kaum erwarten. Der Ticketverkauf ist sehr gut angelaufen, obwohl noch kaum Werbung gemacht wird.

Die deutschsprachigen Meisterschaften im Schiffbau – das ist nicht irgendein Slam, sondern selbst für ein Poetry-Slam-Zentrum wie Zürich ein Ereignis der Superlative: 250 Spoken-Word-Künstlerinnen und -Künstler treten vom 19. bis 22. November auf, vorsortiert an 80 Slams aus mehr als 70 Städten in Deutschland, Österreich, der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein. Man erwartet um die 10'000 Zuschauer. Der Austragungsort umfasst die drei Schauspielhaus-Bühnen und den Jazzclub Moods. Ein dichtes Rahmenprogramm ergänzt die Einzel-, Team- und U20-Wettbewerbe.

Das Gesicht des Slam 08 ist geprägt durch den Teamwettbewerb: 26 Slam-Poetry-Teams haben sich angemeldet; eine Anzahl, die man sonst im ganzen Jahr nicht sieht. Kein Wunder: Auftritte von Teams stellen höhere organisatorische und logistische Ansprüche an die Veranstalter und an die Teams selbst und sind teurer als Einzelauftritte. Im Gegensatz zu den USA, wo Teams in der Slamszene inzwischen stärker vertreten sind als Einzelkämpfer, ist die Team-Kultur im deutschsprachigen Raum erst in der Entwicklung begriffen.

«Smaat», die Sieger der Team-Meisterschaften im 2007, werden auch dieses Jahr im Schiffbau antreten. Das Team setzt sich aus vier der erfolgreichsten Slampoeten Europas zusammen: Gabriel Vetter, Lars Ruppel, Sebastian 23 und Felix Römer, die sich auch gern als erste deutschsprachige Poetry-Slam-Boygroup bezeichnen. Der Slam 08 ist ein Teil ihrer Tour, auf der sie ihr zweites abendfüllendes Programm «Wo wohnt die Zärtlichkeit» präsentieren. Gabriel Vetter bezeichnet Smaat liebevoll als «logistische Katastrophe» und «geografisch idiotisch», denn das internationale Team wird sich nie auf einen gemeinsamen Wohnort einigen können: Aus Bochum, Berlin, Basel und Marburg müssen ihre Mitglieder jeweils zusammenfinden.

«groβraumdichten» ist ein Duo der nachdenklichen und poetischen Töne. Tobias Heyel und Pauline Füg aus dem Raum Stuttgart nutzen die Zusammensetzung ihres kleinen Teams, um Zwischenmenschliches, die Aspekte einer Zweierbeziehung aufzugreifen. Was sie gemeinsam mit dem Musiker Ludwig Berger präsentieren, sind eindringliche Gewebe aus elektronischen Melodien und den charmant dialektgefärbten Stimmen der beiden Spoken-Word-Künstler – Musik gewordene Gedichte. Das Duo wird sich auf der grossen Bühne im Schiffbau ohne Begleitung durchzusetzen haben unter Teams, die mehrheitlich lautere Töne anschlagen.

Auch «k.u.k - leichtvers.stört» ist kein typisches Spoken-Word-Team. Wehwalt Koslovsky und Frank Klötgen aus Berlin halten sich nämlich strikt an das klassische Versmass, dem man auf den Slam-Bühnen äusserst selten begegnet. «Wir verzichten gerne auf Klamauk und Tanzchoreografien», sagt Wehwalt Koslovsky, «schliesslich sind wir Poeten und nicht Popstars». Ein erklärtes Gegenstück zu Boygroups wie Smaat also. So reimen sich Koslovsky und Klötgen durch verschiedenste Formen von deutschen Versen, von Oden bis zum Dada-Stabreim. Team-Slams halten sie für die momentan spannendste, weil anspruchsvollste Form des Poetry Slam.

Auch Martin Otzenberger aus dem Organisatoren-Team ist der Meinung, dass Team-Slams anspruchsvoller als Einzelauftritte sind: «Team-Slams waren bis vor ein paar Jahren auch von der Qualität her problematisch. Das hat sich aber seit den Auftritten von Teams wie Word Alert, Smaat oder Tha Boyz with tha Girlz in tha Back geändert». Deshalb ist für Otzenberger das Teamfinal der Geheimfavorit des Slam 08.

Für die meisten Teams ist der November in Zürich ein Highlight, denn Zürich hat sich in den letzten Jahren zu einem Zentrum der Bühnenliteratur für das ganze deutschsprachige Europa entwickelt. Karsten Strack vom Team «Lektora» meint sogar: «Insgesamt habe ich den Eindruck, dass die Schweizer den verschiedenen Arten von Performance-Kultur eine hohe Bedeutung zumessen». Ohne Frage, das anspruchsvolle Schweizer Publikum hat viele Slampoeten schätzen gelernt. Nun müssen die Teams beweisen, dass auch ihre Form der Präsentation das Zeug zur grossen Bühnenpoesie hat.

Poetry Slam 08 Zürich
– die deutschsprachigen Meisterschaften
19.-22. November
Ort: Schiffbau (drei Bühnen des Schauspielhauses und Jazzclub Moods), Zürich
Info: www.slam2008.ch

Teams, die am Poetry Slam 08 teilnehmen:

agrarberlin, Allen Earnstyzz, AU.CH, Der Schöne und das Biest, Die tExtremisten, FRIEDHELM, Friedrich Rick, Gebrüder Strack, groβraumdichten, k.u.k - leichtvers.stört, Krém, Sahne extrem!, Lesedüne, Poetry Spam, Reimmacht, Rick / Friedrich, Schreibstoff, Skinfaxi & Djihad, Smaat, Team SM, Team Tübingen, TeamLSD, Totale Zerstörung, wir sind jünger als wir aussehen, word alert, WUJAZZBANG, 3GH-Drei glorreiche Halunken
Info: www.slam2008.ch

MUSIK

zwischen den tönen

Von Sonja Koller - Eine Woche im Leben des Berner Symphonieorchesters (BSO): Wir werfen Blitzlichter auf Momente vor, zwischen und nach den Konzerten. Bild: zVg.

■ **Montag, 20. Oktober, 9h20:** Erste Probe der Woche. Chefdirigent Andrey Boreyko betritt seine Garderobe im Kultur-Casino. Seine Nacht war kurz, doch das sieht man ihm nicht an. Vor nur wenigen Stunden war Boreyko noch in München und begleitete vor ausverkauftem Saal und laufenden TV-Kameras eine Klassik-Gala, an der die Gewinnerinnen und Gewinner des Echo-Preises geehrt wurden: Stars wie Cecilia Bartoli und Andrea Boccelli erhielten ihre Trophäe und präsentierten musikalische Highlights – alle begleitet von den Münchner Philharmonikern unter Andrey Boreyko. Nun geht es für den in Hamburg wohnhaften, aus Russland stammenden Dirigenten weiter in Bern: Fünf Proben und vier Konzerte stehen in dieser Woche an. Hinter der Bühne packen Musikerinnen und Musiker ihre Instrumente aus, auch die Stühle im Parkett sind belegt mit Geigenkästen, Jacken, Taschen. Matthias Gawriloff spaziert durch den Saal, begrüsst die Kolleginnen und Kollegen. Er ist seit dem 1. Oktober Berner Orchesterdirektor und hat bereits gebaut – im wahrsten Sinne des Wortes: Am Wochenende wurden auf der Casino-Bühne Podeste mit Schwingboden sowie spezielle Stellwände hinten und auf den Seiten installiert. Nun wird getestet, ob und wie sich die Akustik im Saal dadurch verändert.

19h30: Zum zweiten Mal an diesem Tag setzen die BSO-Musikerinnen und -Musiker im Casino zur Probe an. Zum selben Zeitpunkt wird es ein paar hundert Meter weiter unten in der Altstadt, im grossen Saal des Konservatoriums, still: Die Geigerin Antje Weithaas und Pianistin Silke Avenhaus eröffnen das erste Konzert von «Kammermusik Bern 2008/2009». Im weiteren Verlauf der Woche wird Antje Weithaas als Solistin mit dem Berner Symphonieorchester auftreten. Die Kammermusikreihe, die das BSO gemeinsam mit der Hochschule der Künste Bern und dem Konsi Bern veranstaltet, bietet dem Publikum nun Gelegenheit, die Geigerin auch in der Kammermusik zu erleben – im kleineren, intimeren Kreis. Praktisch alle Plätze im grossen Konsi-Saal sind besetzt, im Publikum sind aussergewöhnlich viele Musiker und Kulturschaffende auszumachen.

Dienstag, 8h00: Im Büro des BSO, direkt gegenüber des Casinos, in der vierten Etage am Münzgraben, werden die Computer angeschaltet. Von nun an laufen die Festplatten und Telefone, Kopiermaschine, Drucker und Köpfe heiss: Hier wird Tag für Tag all das erledigt, was neben dem Musizieren auch noch zu einem Orchesterbetrieb gehört: Da werden Dienstpläne geschrieben, Urlaubsgesuche verwaltet und Hotels für die Gastkünstler von auswärts gebucht, es werden Sitzungen abgehalten, Interviews vermittelt und Blumen für die Konzerte bestellt. Da wird gerechnet, geschrieben, verhandelt und nachgedacht – es werden Pläne geschmiedet und umgesetzt.

Mittwoch, 17h00: Am Morgen hatte man sich zur Generalprobe getroffen, nun steht das erste Konzert der Woche an: Das BSO ist zu Gast in Lausanne. Zwei doppelstöckige Reisebusse nehmen die Musikerinnen und Musiker auf, es ist gemütlich da drin, rote Vorhänge, in der unteren Etage gibt es Bistro-Tische. Während die Busse vor dem Stadttheater die Motore starten, ist ein anderes BSO-Gefährt schon viel näher am Ziel: Der Lastwagen mit den grossen Instrumenten, den Orchesterwarten und dem Disponenten ist bereits vorgefahren, schliesslich muss am Konzertort noch die Bühne eingerichtet werden. Eine Extrafahrt geniessen Dirigent und Solistin: Sie werden von Orchesterdirektor Matthias Gawriloff im Auto chauffiert.

18h50: Ankunft in Lausanne direkt vor der «Salle Metropole», die Musikerinnen und Musiker steigen aus, betreten den Backstagebereich des Konzerthauses, packen direkt ihre Instrumente aus und spielen sich ein – nur zehn Minuten später sitzen alle auf der Bühne, Boreyko in Jeans und Lederjacke betritt das Podest, die Anspielprobe beginnt.

22h30: Nach einem gelungenen Konzert vor vollem Saal tritt das Orchester die Rückreise nach Bern an. Bier liegt im Bus bereit, nun stösst man an, unterhält sich mit den Kolleginnen und Kollegen und geniesst so den Feierabend. Die Busse sind geräumig, da ist auch Platz und Ruhe für diejenigen, die lieber für sich ein Buch lesen oder schlafen möchten.

Donnerstag, 11h10: In Konzertkleidung, die mit bunten Farbtupfern (Krawatten, Oberteile der Damen) aufgehellt ist, versammelt sich das Orchester bereits wieder im Berner Kultur-Casino. Im Saal sitzen mehrere hundert Seniorinnen und Senioren. Man freut sich darauf, über Mittag eine Beethoven-Symphonie zu geniessen. Viele ältere Menschen wagen sich abends nicht mehr auf die Strasse, erklärt eine regelmässige Seniorenkonzertbesucherin, ausserdem seien die meist zweistündigen Konzertprogramme für Menschen mit Schmerzen beim Sitzen nicht aushaltbar. Das einstündige Seniorenkonzert kommt deshalb einem wichtigen Bedürfnis entgegen.

22h00: Das erste Abonnementskonzert war für das Orchester der dritte Auftritt der Woche. Noch ist der Abend aber nicht für alle zu Ende: Im Burgerratssaal unterhalten sich Andrey Boreyko und Antje Weithaas mit dem Publikum. Die Moderation übernimmt Stiftungsratspräsident Lorenz Hasler – er möchte von den Zuhörerinnen und Zuhörern wissen, wie sie die neue Akustik empfunden haben. Durchsichtiger, plastischer, runder, differenzierter, lauten die Rückmeldungen. Man kann gespannt sein, wie es weitergeht mit dem Klang des grossen Casino-Saales!

Freitag, 22h00: Vierundzwanzig Stunden später wird der zauberhafte Klangboden, der ja nur provisorisch eingebaut worden war, nach dem zweiten Abonnementskonzert wieder abmontiert. Gleichzeitig findet im Burgerratsaal der zweite «After Concert Talk» statt. Diesmal moderiert Matthias Gawriloff, man unterhält sich ähnlich wie am Vortag über den Klang im Saal sowie über die Musik, die gespielt wurde. Antje Weithaas und Andrey Boreyko erzählen von ihren Erfahrungen, Bezügen, Ansichten und Erlebnissen mit den Werken von Schostakowitsch und Beethoven und geben Erinnerungen und Anekdoten zum Besten.

Die Woche ist noch nicht zu Ende: Am Samstag unternimmt das BSO einen Orchesterausflug auf den Gurten und am Sonntagvormittag geben sieben Musiker und eine Musikerin mit Schuberts Oktett eine Kammermusik-Matinée. Am Sonntagabend dann Wechsel von der Bühne in den Graben: Das Orchester spielt im Stadttheater. Es gäbe noch viele Blitzlichter zu werfen.

KULTUR & GESELLSCHAFT

nacht der religionen – nacht des erinnerns

Von Hannes Liechti – Berner Gotteshäuser verschiedenster Konfessionen öffnen am 8. November ihre Türen.

■ Der Petersdom in Rom, die Basilique du Sacré-Coeur in Paris oder die Westminster Abbey in London stehen auf dem Programm jeder Sightseeing-Tour in den europäischen Metropolen. Ausserhalb Europas treten an die Stelle der christlichen Kirchen meist Synagogen, Tempel und Moscheen. Zuhause in Bern aber haben wir Hemmungen oder kommen gar nicht erst auf die Idee, ein Gotteshaus einer anderen Religion zu besuchen. Die Nacht der Religionen vom 8. November bietet Gelegenheit, in insgesamt 18 Gotteshäusern der Stadt Bern einen Einblick zu erhalten. Mit einer breiten Palette von Veranstaltungen möchten die Organisatoren Interessierten die Möglichkeit geben, den reichen Schatz der Religionen zu entdecken.

Die Idee zu einer Nacht der Religionen hatte der evangelisch-methodistische Pfarrer Gunnar Wichers aus Bern. Er griff das Konzept zur «Nacht der Kirchen» auf, das schon in anderen Schweizer Städten erfolgreich durchgeführt worden ist. In Zusammenarbeit mit dem Berner Haus der Religionen entwickelte sich die «Nacht der Kirchen» schliesslich zur «Nacht der Religionen». «Die Nacht der Religionen soll einen Einblick in die vielfältigen Arten des Glaubens geben und dabei Vorbehalte abbauen sowie die Wertschätzung der verschiedenen Religionen und Konfessionen füreinander fördern», sagt Pfarrerin Judith Pörksen Roder, Mitarbeiterin der evang.-ref. Gesamtkirchgemeinde Bern. Eine interreligiöse Verständigung, wie sie die Nacht der Religionen schaffen möchte, ist in unserer multikulturellen Gesellschaft nötiger denn je, was Stichworte wie Minarettinitiative oder Mohammed-Karrikaturen zeigen.

Die Nacht der Religionen findet am Vorabend des 70. Jahrestags der Reichspogromnacht statt. In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938, der sogenannten Reichskristallnacht, wurden in ganz Deutschland Synagogen in Brand gesetzt, jüdische Friedhöfe zerstört und zahlreiche Juden ermordet oder in Konzentrationslager abgeschleppt. Die Reichspogromnacht steht am Anfang einer zunehmenden Radikalisierung der Judenverfolgung, die in Deportation und Vernichtung endete. Die Nacht der Religionen wird so also auch zu einer Nacht des Erinnerns.

Schade ist, dass nur zwei Veranstaltungen in direktem Zusammenhang mit diesem historischen Ereignis stehen. Zum einen ist dies die Eröffnungsveranstaltung in der Synagoge der jüdischen Gemeinde Bern und zum andern ein Zeitzeugengespräch unter dem Titel «Jüdische Kinder vor dem Tod gerettet» in der Berner Johanneskirchgemeinde (siehe Kasten).

Die anderen Veranstaltungen beschäftigen sich teilweise mit einer spezifischen Thematik der jeweiligen Religion beziehungsweise Konfession, um sich auf diese Weise einem breiten Publikum vorzustellen. So lautet das Thema der katholischen Pfarrei Bruder Klaus «Gesangliche Formen des Betens». Ein Gesangsensemble stellt zu den vollen Stunden gregorianische Choräle, Taizégesänge und Abendlieder vor. Die katholische Pfarrei St. Marien widmet sich der Thematik «Augenblicke mit Maria». Weitere Religionsgemeinschaften wie der Murugen-Tempel, das Islamische Zentrum oder das Baha'i Zentrum geben allgemeinere Einblicke in ihren Glauben.

Das Angebot der Nacht der Religionen ist gross und vielfältig. Abgesehen vom bereits erwähnten Zeitzeugengespräch ist aber keine Veranstaltung speziell für Jugendliche oder Kinder ausgerichtet, was auch Judith Pörksen Roder bestätigt. Das könnte sich ändern: Es ist durchaus vorstellbar, dass das Konzept Anklang findet und sich – ähnlich wie die Museumsnacht – zu einer Tradition entwickelt.

Info: www.woche-der-religionen.ch

Ausgewählte Veranstaltungen

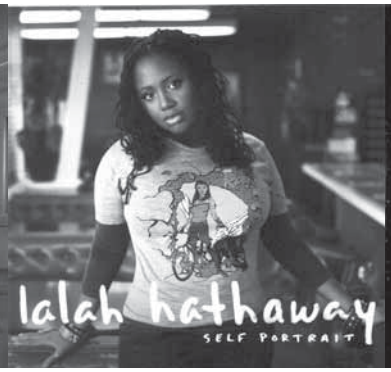
Jüdische Gemeinde Bern
Synagoge, Kapellenstrasse 2
18:00h, Eröffnungsveranstaltung
Schabbatausgang-Gottesdienst mit Havdala
Rede zum Gedenken an die Reichspogromnacht, Rabbi D. Polnauer
Vortrag über die Arbeit der Christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft, Pfarrer C. Jungen

Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Johannes
Kirchgemeindehaus, Wylerstrasse 5
Jüdische Kinder vor dem Tod gerettet
20:00h, Zwei ZeitzeugInnen erzählen
21:00h, Christine Hubacher, Radio DRS im Gespräch mit A. Bohny (Retter), M. Wicki-Schwarzschild (Gerettete) und Publikum

im Zusammenhang mit der
Nacht der Religionen:

Sonntag, 23. November, 17:00h
Johanneskirche Bern
«Ein vielfarbiger Mantel» –
Islamische, jüdische, christliche und neo-platonische Liebeslieder aus fünf Jahrhunderten
Evelyn Tubb, Sopran
Anthony Rooley, Laute
Marc Fitze, Orgel
Eintritt frei, Kollekte

Sie wissen nicht wohin?
abo@ensuite.ch



cd-tipps

Kenny Lattimore - Timeless

■ Mit seinem Verve-Début zollt der R'n'B-Sänger Lattimore dem klassischen Songrepertoire Tribut. Nach zwei Duettalben mit seiner Frau und Berufskollegin Chante Moore, ist «Timeless» der gelungene Versuch, Klassikern von Norman Connors, Al Green, Jeff Buckley, Otis Redding, Aretha Franklin, Marvin Gaye, Stevie Wonder oder Donny Hathaway neues Leben einzuhauchen. Der ehemalige Architekturstudent aus Washington DC beschränkt sich aber nicht auf ein simples Remake des eher unbekannten Songmaterials. Es handelt sich vielmehr um eine persönliche Neuadaption von Liedgut, das ihn teilweise bereits seit frühester Jugend begleitet. Die Verweigerung, sich den hitfokussierten Strukturen des Musikbusiness zu unterwerfen, gab dem Vokalisten die Möglichkeit, mehr von sich zu geben. Die Songs sind zeitlos in ihrer Ausdruckskraft und Aussage. Für den Hörer ist dies ein Gewinn, denn Lattimore gelingt es, Intimität und Expressivität auf einen höheren Level zu heben. Die Auswahl ist stimmig und schlüssig. Das Cover von Norman Connors' 70er-Jahre-Hit «You Are My Starship», die erste Singleauskoppelung, ist eine der schönsten Liebesballaden. Weitere Glanzlichter im vom Veteranen Barry Eastmond produzierten Album sind Donny Hathaways Kultklassiker «Giving Up» und das mit einem herrlichen Altsaxophonsolo von Everette Harp ausgestattete «Undeniably» von Terence Trent D'Arby. Ein zeitlos schönes Tributalbum, doch hoffentlich stellt Lattimore bei nächster Gelegenheit wieder einmal seine Qualitäten als Songschreiber unter Beweis. (asv)

Kenny Lattimore: Timeless. (Verve/UMG)
Info: www.kennylattimore.com

Lalah Hathaway - Self Portrait

■ Die Tochter der Soullegende Donny Hathaway ist seit Jahren eine der vielversprechendsten Talente des Neo Soul, stand aber stets im Schatten bekannterer Exponentinnen des Genres wie Jill Scott oder Rachelle Ferrell. Ihr Début stammt aus dem Jahre 1990. Der kommerzielle Erfolg liess aber auf sich warten und kam erst mit der Hitsingle «Forever, For Always, For Love», einem Tribut an den verstorbenen R'n'B-Sänger Luther Vandross. Der Song figuriert auch auf ihrem Album «Outrun The Sky» aus 2004, ihrem bisher besten. Mit ihrem Début beim wiederbelebten Stax-Label trifft die Muse von Jazzbassist Marcus Miller auf ebendiesen, Rahsaan Patterson und die mindestens so talentierte Sandra St. Victor. Lalah Hathaway ist zugute zu halten, dass sie es trotz der zentnerschwer lastenden Bürde, Tochter einer Musiklegende zu sein, nicht aufgegeben hat und ihren Weg gegangen ist. Der grosse Erfolg blieb bisher aus, vielleicht weil sie nicht bereit war, sich der lauten Effekthascherei des Business hinzugeben, sondern ihrem Stil und ihrer Art Musik zu machen, stets treu geblieben ist. Denn sie ist eine Sängerin der leisen und intimen Töne und hat eine bezaubernde, äusserst einnehmende Stimme. Sie singt über die klassischen Themen des Rhtythm & Blues, mit einem mehr oder weniger stark ausgeprägten Hang zur Poesie. Die Arrangements sind eher minimalistisch und sehr «smooth» und jazzig. «Self Portrait», ihr bisher persönlichstes Album, fügt sich nahtlos in ihr Werk ein und überzeugt sowohl lyrisch als auch gesanglich. (asv)

Lalah Hathaway: Self Portrait. (Stax Records/UMG)
Info: www.lalahhathaway.com

Lars Bartkuhn – The New Continent

■ Dass elektronische Musik – wegen ihres breiten Spektrums und den verschiedenartigen Ausprägungen – sich nur schwer in knappen Worten umschreiben lässt, ist nachvollziehbar. Zu einer wahren Herausforderung wird eine Rezension erst recht, wenn es um das Repertoire eines leidenschaftlichen Liebhabers effektvoller Elektronik geht. Lars Bartkuhn zählt zu jener Gruppe von Musikern, die sich mit einfachen Samples und oberflächlichen Melodien nicht zufrieden geben. Perfektion braucht halt ihre Zeit; deshalb verwundert es nicht, dass Bartkuhns aktuelles Album «The New Continent» nur gerade mal neun Stücke umfasst. Diese aber haben es in sich: Effektvolle Balladen, die den Hörer – wie der Titel des Albums vermuten lässt – in eine Welt des Scheins und der Phantasie versetzen. Kanonartig und nahtlos fliessen verschiedene Ebenen ineinander über, driften wieder auseinander, das Ganze getragen von einem eindrucksvollen Instrumentarium und feinen Background-Vocals. Ein geschickt inszeniertes, geordnetes Hin und Her auf hohem Niveau.

Bartkuhn orientiert sich an seinen Vorbildern Pat Metheny, Keith Jarrett und John Coltrane und sieht als Grundlage für sein kreatives Werk jede Musikgattung, die in irgendeiner Weise bereit ist, eine Symbiose mit seinen Ideen einzugehen – sei es Jazz, Klassik oder Rock. Das Ziel: Aus allen Fragmenten ein einheitliches, nachvollziehbares Klangbild zu formen. (ld)

Lars Bartkuhn: The New Continent. (Sonar Kollektiv)
Info: www.larsbartkuhn.com

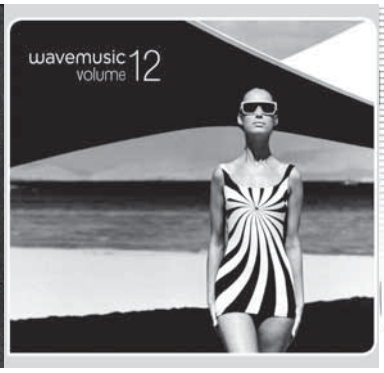
LMT Connection - Color Me Funky

■ Im Januar jährt sich das 50-Jahr-Jubiläum des legendären Detroiter Soullabels Motown. Zu einem der bedeutendsten Musikerveteranen, der den Motown-Sound als Studiomusiker mitgeprägt hat, gehört Leroy Emmanuel, ein ehemaliges Mitglied von The Meters und von Motowns Studioband Funk Brothers. Der Sänger und Gitarrist hatte schon Liveauftritte mit Grössen wie Marvin Gaye, Stevie Wonder, John Lee Hooker, Al Green, James Brown Band, Funkadelics, Sly & The Family Stone, Commodores, Kool & The Gang, Grover Washington Jr., Rufus Thomas, Roberta Flack oder den Temptations. Bis Ende der 80er-Jahre tourte er für die Motown Revue. 1989 gründete er dann mit den Kanadiern John Irvine (bass, voc) und Mark Rogers (drums) das Funk-Trio LMT Connection. Seither hat die Band, die vor allem live spielt, vier Platten aufgenommen. Der Sound von LMT verzichtet auf bombastische Bläsersätze und aufgemotzte Backing-Chöre und konzentriert sich auf die Essenz des Funk. Der Mix präsentiert sich in höchstem Masse zeitgemäss. Mit von der Partie auf dem von King Brain in Deutschland produzierten Album sind die Bläser Darryl Dixon und Dave Watson sowie der Keyboarder Joel Parisien. Im Introstück singt B.B. King höchstpersönlich, den LMT übrigens bei dessen Jubiläumstour zum 80. Geburtstag begleitet hat. In einer Bonus-DVD sind Extrakte dieser Tour aufgezeichnet. «Color Me Funky» ist ein authentisches Bekenntnis zum «Straight-Ahead»-Funk wie man ihn kennt, von den legendären schweisstreibenden Shows der 70er. (asv)

LMT Connection: Color Me Funky. (BHM Productions/ZYX Music)
Info: www.lmtconnection.com

Néo - Flow

■ Acid, Funk, Soul, Bossa - damit lässt sich das Album «Flow» von Néo am treffendsten beschreiben. Ein musikalisch sorgfältig arrangiertes Werk: facet-



tenreich, lebhaft und melancholisch; ein mäandrierender Fluss, der die verschiedenen Stile sanft umschlingt. Die Texte sind aus dem Leben gegriffen, beschreiben die Alltäglichkeit eines jungen Menschen und die damit verbundenen, wiederkehrenden Fragen nach dem eigentlichen Sinn des Lebens. «Welchen Weg soll ich gehen? Was ist das Ziel? - Wenn ich das nur wüsste.»

Flow spiegelt die Kreativität zweier Künstler wieder, die in der Musik ihre Lebensaufgabe gefunden haben. Es ist das Produkt eines langjährigen Reifeprozess, wie ihn Sängerin Diana Ramette-Schneider und der Produzent Massimo Ferrari an diversen Jazzschulen in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten durchlaufen haben.

Das Erstlingswerk macht einen selbstbewussten Eindruck. Lied Nummer zwei, «Have Faith In Yourself», suggeriert das zu Recht. Das Rennen um eine Aufnahme in die Schweizer Hitlisten scheint jedoch der Titelsong «Flow» zu machen. Im Tessin hat er bereits die ersten Lokalradios erobert. Es wäre dem Duo zu wünschen, dass es auch in der Deutschschweiz Eingang in die Abspiellisten findet und nicht bloss ein Geheimtipp bleibt. (ld)

Néo: Flow. (Neo Tunes)
Info: www.neo-tunes.com

Thievery Corporation – Radio Retaliation

■ September 2008: Rob Garza und Eric Hilton von Thievery Corporation gehen an die Öffentlichkeit mit einem politischen Statement. «Es gibt keinen Grund, die Augen zu verschliessen, während die Welt um dich herum aus den Fugen gerät», lässt sich Garza auf seiner eigenen Internetseite zitieren. Die Rede ist von illegal geführten Kriegen, Nahrungs-, Wirtschafts- und Energiekrisen.

Thievery Corporation sehen sich als Botschafter eines sozialpolitisch geprägten Aktivismus, wie er im kulturellen Untergrund Washingtons als Gegenbewegung zur gegenwärtigen US-Politik praktiziert wird. Garza: «Wenn du als Künstler das Gefühl hast, dass etwas nicht stimmt, musst du die Stimme erheben.» Auf dieser Überzeugung gründet das neue Album «Radio Retaliation» – eine Anklage an ein aus Garzas Sicht korruptes modernes System.

Musikalisch knüpft «Radio Retaliation» nahtlos an die inzwischen dreizehnjährige Tradition des Musikerduos an: Ein Streifzug durch die Sphären der elektronischen Musik; eine Mischung aus Downbeat, Dub, Reggae, Lounge und World. Das Album lebt von Gastauftritten wichtiger Vertreter der Weltmusik, so von Afrobeat-Experte Femi Kuti, dem brasilianischen Starsänger Seu Jorge, dem indischen Sitarmeister Anushka Shankar und der slowakischen Sängerin und Geigerin Jana Andevska. (ld)

Thievery Corporation: Radio Retaliation. (Eighteenth Street Lounge Music)
Info: www.thieverycorporation.com

Wavemusic Volume 12

■ Ein erfolgreiches Compilation-Konzept geht in die nächste Runde: «Wavemusic Volume 12» bietet eine feine Mischung aus Smooth Jazz, Pop, Soul, Bossa und Lounge: 30 ausgesuchte Song-Perlen, die in ihrem Kern die Magie des Sommers verbergen und durch ihre Wärme Träume und Sehnsüchte wecken. Motive, die sich wie ein roter Faden durch die Compilation durchziehen: Sanft und melodienreich, rhythmisch uniform, jedoch keineswegs langweilig. Angenehme Bläsereinsätze, Pianopassagen und Gitarrensoli heben die Qualität der Arrangements hervor, die alle aus dem Fundus hochkarätiger Musiker und Produzenten wie Ronny Jordan, Jamiroquai, Raul Midón oder De Phazz stammen. Ein besonderer Leckerbissen sei an dieser Stelle erwähnt: Die Jazz-Swing-Version des 1998 erschienenen Dancefloor- und Popklassikers «Rendez-Vous» von Culture Beat. Hinter der Samplerreihe steht das deutsche Label California Sunset Records, dessen Tochterlabel Wavemusic spezialisiert ist auf Rare Grooves aus den Bereichen Jazz, Soul und Pop. Dass die Musikverantwortlichen von Wavemusic tatsächlich etwas von guter Musik verstehen, belegt einmal mehr diese Compilation. (ld)

Various Artists: Wavemusic Volume 12. (Wavemusic)

Zach Prather & Slight Return - Freak

■ . Der aus Chicago stammende Blueser Zach Prather ist weit herumgekommen. Er hat in seiner langen Musikerkarriere bereits viel durchgemacht. Geprägt haben ihn die drei Jahre, die er als Gitarrist für die Blueslegende Willie Dixon spielte. Doch Zach Prather arbeitete auch für Etta James, Screming Jay Hawkins, Minnie Ripperton, Margie Evans und Luther Allison, in dessen Band er dreieinhalb Jahre lang jammte. Die Liebe verschlug den Weltenbummler schliesslich in die Innerschweiz. Auf der letzten Tour mit Allison lernte Zach Prather seine heutige Frau in einem Luzerner Stadtkeller kennen. Seither ist er in der Schweizer Blues-Szene eine feste Grösse. Trotz internationaler Auftritte gelang der dreiköpfigen Stammformation mit Eric Kunz (drums) und Urs Baumeler (bass) noch nicht der definitive Durchbruch. Doch mit dem neuen Album und einem neuerlichen Bandnamenwechsel scheint die seit über zwölf Jahren bestehende Band ihren Stil nun gefunden zu haben. Die in Zug abgemischte Platte, die über einen Ableger auch in den USA vertrieben wird, verbindet Soul-Balladen, Power-Funk und Rock-Blues zu einer treibenden und groovenden Mischung. Der soulige Grundtenor von Prathers Blues orientiert sich am traditionellen Chicago-Blues. Die Songs bauen durchgehend auf die rhythmischen Gitarrenriffs des Frontmanns auf. Die Eigenkompositionen werden begleitet durch eine Auswahl von Covers von Otis Rush, Lonnie Brooks und Bill Withers. «Freak» gehört klar mit zum Besten, was dieses Jahr an Schweizer Blues-Produktionen erschienen ist», urteilt das Fachmagazin Jazz'n More. Dem Verdikt schliessen wir uns an. (asv)

Zach Prather & Slight Return: Freak. (RockarchiVe)
Info: www.zach-prather.com

KULTUR & GESELLSCHAFT

«keiner fragt mich, wie es mir geht!»

Von Katja Zellweger Bild: zVg.

■ «Der ist hinüber, Genickbruch», «Das Problem hat sich erledigt» – in fiktionalem Film und Literatur können wir gut mit dem Tod umgehen. Er ist abstrakt, taktisch sinnvoll, und wenn wir ehrlich sind, wünschen wir ihn dem Bösewicht sogar an den Hals. Der Sensemann soll ja nicht lange fackeln. Im realen Leben hingegen sind alltäglicher, natürlicher Tod und Sterben wenig bis nicht präsent, weder in Bildern noch in Berichten.

Deswegen haben Fotograf Walter Schels und Journalistin Beate Lakotta Sterbende in einem Hospiz ein Jahr lang auf ihrem letzten Weg begleitet und davon ein eindrückliches und bewegendes Buch geschaffen. Dieses gewann den Deutschen Fotobuchpreis von 2004, die Fotoserie wurde mit dem zweiten Platz des World-Press-Photo-Wettbewerb sowie mit einer Goldmedaille des Art Directors Club ausgezeichnet, das ganze Projekt schliesslich mit dem Hansel-Mieth-Preis geehrt. Nach diesen positiven Reaktionen stellt das Paar sein Schaffen nun auch im Kornhausforum in Bern aus. Die Motivation zu diesem Projekt entspringt dem Altersunterschied des Paares von dreissig Jahren und den prägenden Erfahrungen Schels aus dem Zweiten Weltkrieg. Ihre je eigenen sowie gemeinsamen Ängste vor dem Sterben und Tod wollten sie thematisieren, abbauen oder gar überwinden.

Die Ausstellung «Noch mal leben vor dem Tod» ist Aufforderung, genau dies zu tun: Sich mit dem unausweichlichen Ende auseinanderzusetzen – auf eine pietätvolle Weise. Damit diese Auseinandersetzung auch eine gemeinsame Erfahrung sein kann, bietet das Kornhausforum zur Ausstellung eine Rahmenveranstaltung an, in der Philosophen, Theologen, Ärzte, Psychiater, Psychologen und Pädagogen Gespräche leiten sowie aus ihrem reichen Erfahrungsschatz erzählen.

Die gesellschaftliche Marginalisierung und Nicht-Thematisierung des ganzen Themenkomplexes Tod und Sterben hat verschiedene Ursprünge. Einerseits findet in der Neuzeit eine Entzauberung des Todes statt; also alte Trauer-Riten, Bestattungs-Bräuche und die christliche Höllen-Vorstellung gehen zunehmend verloren und an deren Stelle treten Individualisierung, Säkularisierung, Technisierung und Professionalisierung. Der Tod wird demnach durch Krematorien und Bestattungsunternehmen zunehmend institutionalisiert, wie dies der Bestattungshistoriker Norbert Fischer feststellt. Andererseits kann diese Marginalisierung in unserer Zivilisationsgeschichte Begründung finden, wie Norbert Elias das in seinem Werk «Über die Einsamkeit der Sterbenden» beschreibt. Denn anhand der sich zunehmend verbessernden Lebenserwartung steigt die Lebenssicherheit, so dass Sterben nicht mehr die primäre Angst darstellt. Dies mit der Folge, dass Sterbende zunehmend vereinsamen, weil sie, nicht mehr wie früher, ihren langsamen Tod im Haus im Beisein der Familie verleben, ihr Erbe selber weitergeben können und im Haus aufgebahrt werden. Stattdessen werden die Sterbenden in Hospizen oder Krankenhäusern untergebracht oder entscheiden sich, je nach Leidensweg, sogar freiwillig zu gehen. Aber nicht nur der Sterbende, auch der Trauernde vereinsamt zusehends bei diesem Wandel. Jeder kämpft sich alleine durch seine Trauer, keiner weiss genau, wie mit Betroffenen umzugehen ist. Diese innere Vereinsamung trotz regem Besuch beschreibt ein Hospiz-Insasse mit: «Keiner fragt mich, wie es mir geht!», obwohl dies die einzige ihn beschäftigende Frage sei – Sterben ist tabuisiert und aus dem normalen Leben herausgelöst, ja regelrecht verborgen worden. Dennoch berührt und bewegt es uns so tief, wie dies vielleicht nur noch eine Geburt vermag. Fakt ist aber, dass es kein Leben ohne Tod gibt. Diese Erkenntnis ist simpel, doch für alle schwer begreiflich, wenn nicht schlicht unvorstellbar. Im Versuch, das Unfassbare fassbar zu machen, sind die Menschen allein. Das meint auch eine porträtierte Sterbende mit den Worten: «Der Tod ist eine Lebensreifeprüfung, die jeder selber bestehen muss.»

Von Sensationslust oder Voyeurismus kann bei diesem Werk aber nicht die Rede sein. Denn obwohl die Sterbenden viel von sich, ihren Sorgen, Ängsten und Hoffnungen preisgeben, sind die Begleittexte wie auch die grossen Schwarz-Weiss- Porträts, die vor und unmittelbar nach ihrem Tod fotografiert wurden, sehr einfühlsam geworden. Dies macht die Ausstellung spektakulär, weil sie auf Spektakuläres verzichtet. Die einfühlsamen Bildausschnitte zeigen nur die lebendigen Gesichter mit den starken, klaren Augen, die einen unverwandt anschauen, um im nächsten Moment entspannt und friedlich geschlossen zu sein. Nichts Bedrohliches geht von diesen Gesichtern aus, die Angst vor diesem viel gefürchteten Zustand scheint unbegründet. Denn eine Sterbende sollte Recht behalten, dass sich nämlich das Leiden nach dem Tod nicht im Gesicht zeigt. Im Gegenteil: Die wachen Gesichter stellen die grössere Herausforderung für den Betrachter dar. Sie fragen und kommunizieren, während das Gesicht der Toten sich ohne Leiden und entspannt zeigt.

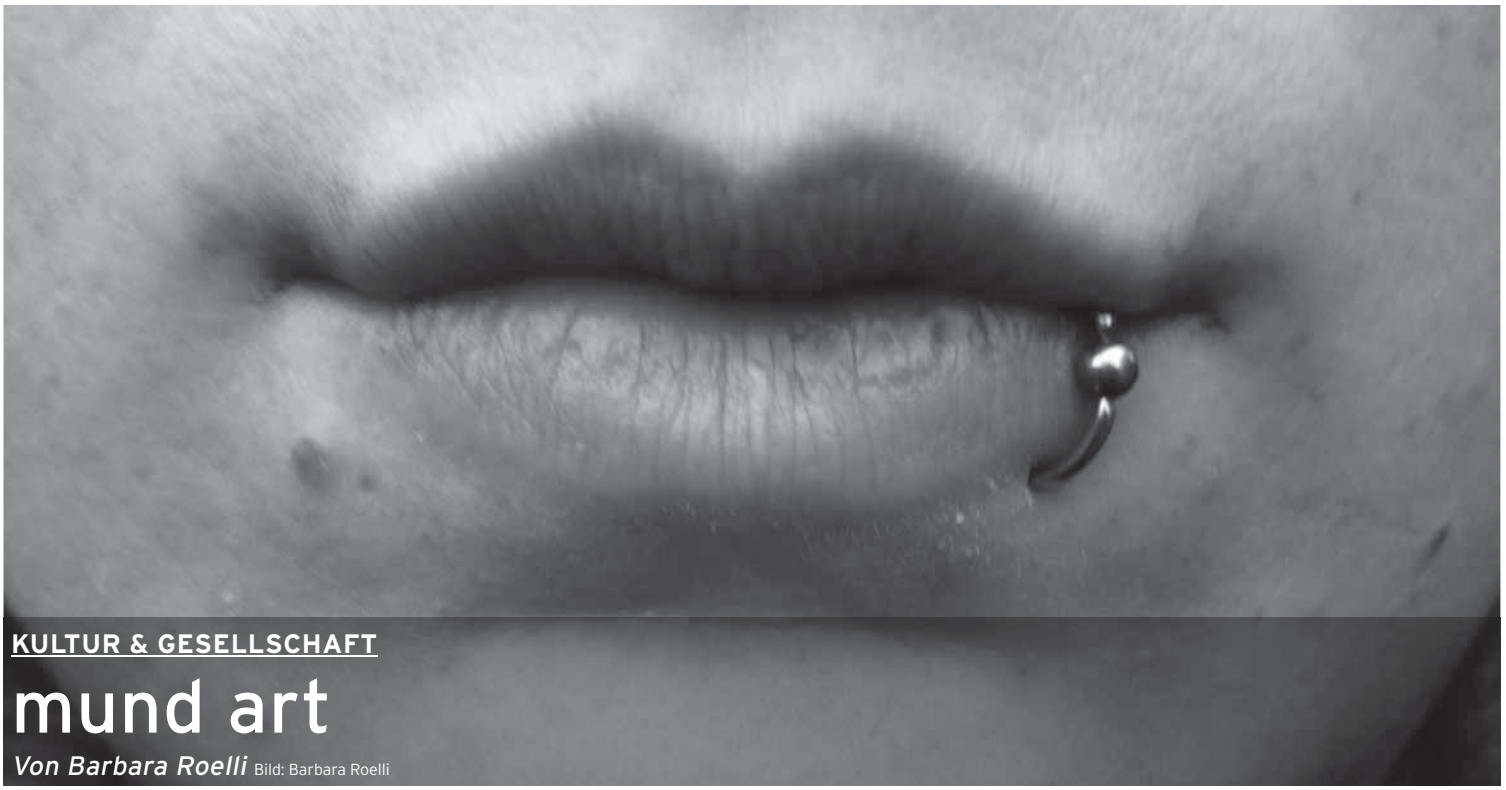
Ehrfurcht erwacht bei dieser Begegnung mit an sich fremden Menschen, die sich ihrem Schicksal zu beugen versuchen. Man möchte genau so locker wie eine porträtierte Sterbende sagen können: «Der Tod ist nichts. Ich lache über den Tod. Er ist nicht ewig.» Dies zu hören macht Mut, fördert ein Vertrauen und nimmt ein wenig die Angst vor dem Sterben und dem Tod an sich. Verständnis, ja Erleichterung ist aus den Reaktionen der Besucher ersichtlich, lesen sich im Gästebuch doch auffallend oft die Adjektive «bewegend, ergreifend und erhellend».

Wie viel, oder was bei dieser Schwelle, die vor und nach dem Tod überschritten wird, verloren geht, versucht Paul Rivers im Film «21 grams» auszudrücken: «Es heisst, wir alle verlieren 21 Gramm, genau in dem Moment, in dem der Tod eintritt. Jeder von uns. Wie viel sind 21 Gramm? Wie viel von uns ist verloren? Wie viel ist gewonnen? 21 Gramm. Das Gewicht von fünf 5-Cent-Münzen. Das Gewicht eines Kolibris. Eines Schokoriegels. Wie viel wiegen 21 Gramm?» Er versucht Unbeschreibbares zu beschreiben, wie dies auch Walter Schels und Beate Lakotta mit dieser Ausstellung zeigen möchten.

NOCH MAL LEBEN VOR DEM TOD – Eine Fotoausstellung über das Sterben
Kornhausforum, bis 16. November

Mo geschlossen
Di/Do von 13:00h bis 18:30h, 19:30h Abendveranstaltung
Mi/Fr von 13:00h bis 21:00h
Sa von 10:h00h bis 17:00h
So von 13:00h bis 18:00h, 10:30h bis 12:30h Café Philo

Info: www.kornhausforum.ch



KULTUR & GESELLSCHAFT

mund art

Von Barbara Roelli Bild: Barbara Roelli

■ Was ist eigentlich dieses Loch, das sich im unteren Teil des menschlichen Gesichtes befindet? Unterhalb der Nase und oberhalb des Kinns. Aus dessen Tiefe ein ohrenbetäubendes Geschrei in die Aussenwelt dringt, einem die Haare zu Berge stehen lässt und man beinahe fürchten muss, die Fensterscheiben könnten dabei zerspringen. Aber ebenso schnell verstummt das Geschrei auch wieder, füttert man den fordernden Schlund mit Nahrung. Ein Grundbedürfnis wird gestillt, das Loch schliesst sich und die Welt ist wieder in Ordnung. Für einige Stunden wenigstens.

Den Mund benutzen wir, um Laute zu bilden und er dient zur Atmung. Primär ist er aber da, um Nahrung aufzunehmen. Und deshalb ist er auch so zentral für uns Menschen. Denn wir sind nicht wie Bandwürmer, die überhaupt keinen Mund besitzen und die verdaute Kost ihres Wirtes, in dessen Verdauungssystem sie leben, über ihre Aussenhaut aufnehmen. Zum Glück sind wir keine Bandwürmer! Wo bliebe da das ganze Geschmackserlebnis? Das Theater, das sich im Dunkel der feuchten Mundhöhle abspielt und das wir täglich neu erfahren dürfen? Das Spektakel von den zermalmenden Zähnen, die Springbrunnen-Show des Speichels und der verführerische Gaumentanz der Zunge?

Der Mund ist der oberste Teil des Verdauungstrakts – also sozusagen die Eingangspforte. Zum Mund gehören die Körperhöhle und die diese umgebenden Weichteile im Kopf. Kaum führen wir uns Nahrung zu, startet der Verdauungsapparat: Durch Kauen wird die Nahrung zerkleinert und eingespeichelt. Schlucken wir, gleitet der Brei durch den Rachen in die Speiseröhre und weiter in den Magen, wo die ganzen Nährstoffe aufgenommen und an die entsprechenden Zellen abgegeben werden. Der unverdauliche Rest – beispielsweise die Ballaststoffe - halten den Darm in Schwung und werden in neuer Form wiedergeboren. Geruch, Farbe und Konsistenz verraten, dass es sich hierbei um ausgeschiedene Kost handelt.

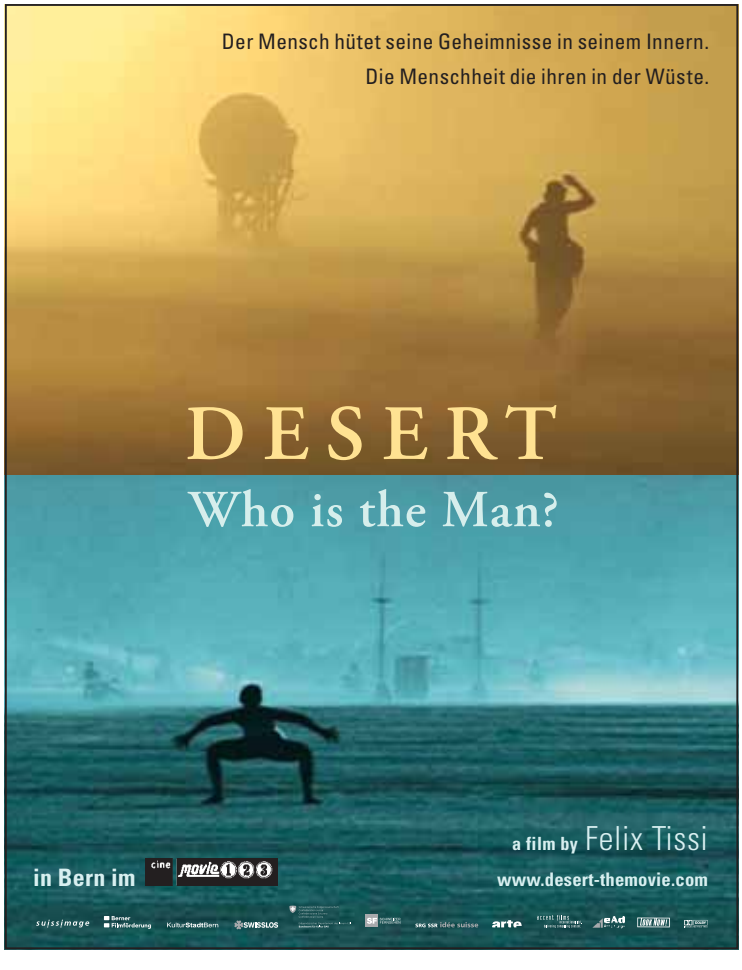
Wir essen aus dem Grund, uns am Leben zu erhalten. Bauch knurrt - heisst: Oben muss was rein. Aber in Industriestaaten wie dem unseren gilt es nicht «nur», den Hunger zu stillen. Essen ist auch Nebenbeschäftigung geworden und wandelt sich gar zum Lifestyle: Sag mir, was du isst, und ich sag dir, wer du bist. Dabei sind wir ständig umgeben von der Möglichkeit, uns etwas einzuverleiben. Im Schlaraffenland bläst man nicht mehr zur Jagd, dort fliegen einem die Tauben schon gebraten in den Mund. Wie im fiktiven Land alles im Überfluss vorhanden ist, sind bei uns die Einkaufsmöglichkeiten unbegrenzt und die Sortenvielfalt gigantisch. Vor lauter Auswahl bringen wir unsere Münder nicht mehr zu. Und doch muss dieser Trieb immer wieder befriedigt werden. Und das täglich, mehrmals, immer wieder von Neuem, setzt sich dieser Kreislauf fort: Essen, verdauen, ausscheiden.

Der Mensch isst mit dem Mund. Das Tier hat ein Maul, Mundwerkzeuge oder einen Schnabel. Es frisst oder pickt. Auch unter uns gibt es Körnli-Picker und Fleischfresser. Auch wir fressen und scheissen ganz instinktiv. Was den Mund betrifft, gebrauchen wir noch ganz andere Wörter: Halt die Klappe! Schnauze! Soll ich Dir deine Fresse polieren? Der sei nicht auf den Mund gefallen, hört man, wenn jemand redegewandt und schlagfertig ist. Plustert sich eine Person auf und überschätzt sich, hat sie den Mund zu voll genommen. Etwas Aktuelles ist in aller Munde. «Morgenstund hat Gold im Mund» holt einem aus dem Bett. «Mit vollem Mund spricht man nicht», heisst der klassische Tadel am Familientisch. Und rumgemault wird schon gar nicht. Den Salat teilt man in mundgerechte Stücke und an mündliche Abmachungen hat man sich zu halten.

Da geht einiges über unsere Lippen, wenn der Tag lang ist: Wir tratschen, plaudern, halten Reden, labbern uns gegenseitig die Ohren voll und schreien uns an. Manchmal werden wir auch von einem Wortschwall überflutet. Wir spucken auf den Boden, kotzen oder müssen uns übergeben. Aus dem Mund kommt so vieles: Zärtliche Worte und Lob, Beleidigungen und übler Mundgeruch. Beim Rülpsen, Pfeifen und Singen erzeugen wir sogar Töne und werden dabei unser eigenes Instrument. Oder wir lassen Luft raus: Pusten Seifenblasen, Löwenzahn oder blasen Kerzen aus. Entgegen seines Namens wird beim Blowjob nicht geblasen sondern gesaugt. Durch saugen lässt sich mit einem Trinkhalm Flüssigkeit in den Mund befördern. Ob durchs Essen und Trinken, beim Rauchen, Reden oder beim Sex - der orale Trieb kann auf verschiedenste Weise befriedigt werden.

Was unseren Mund aber erst ausdrucksstark macht, sind die Lippen. Ohne sie hätten wir nur eine Mundspalte. Die Lippen sind individuelle Erkennungsmerkmale und haben einen starken Einfluss auf unsere Mimik. Dieses Organ tritt stets paarweise auf, ist weich und beweglich. Ein strahlendes Lächeln beglückt einem den Tag. Sind wir traurig, hängen die Mundwinkel nach unten, wer beleidigt ist, macht einen Schmollmund. Der Kussmund ist leidenschaftlich. Rot eingefärbt führt Frau ihn aus und zieht damit Blicke auf sich. Es gibt gleichmässige Lippen, schwülstige, fleischige Lippen, schmale und solche mit einer angeborenen Fehlbildung; umgangssprachlich «Hasenscharte» genannt. Der Bogen in der Mitte der Oberlippe, der sich nach unten neigt, heisst Amorbogen. Er passt zu diesem Organ, dessen schönste Nebenbeschäftigung wohl das Küssen bleibt.

"HALLELUJA! HÖLLISCH WITZIG!"
Peter Travers, ROLLING STONE
"WER MIT HUMOR UNTER DER GÜRTELLINIE UMGEHEN KANN UND GLASKLARE ANALYTIK MAG, WIRD DEN FILM ALS UNGLAUBLICH WITZIG UND ERLEUCHTEND EMPFINDEN."
Claudia Puig, USA Today
"BRAVOURÖS WITZIG, KÜHN UND VÖLLIG ANARCHISCH."
Paul Fisher, Dark Horizons
"BRILLANT! PROVOKANT!"
Robert Koehler, VARIETY
BILL MAHER
RELIGULOUS
EIN FILM VON LARRY CHARLES, REGISSEUR VON "BORAT"
ASCOT ELITE Entertainment Group
AB 13. NOVEMBER IM KINO
CINEMAN
Trailer jetzt auf www.cineman.ch


Der Mensch hütet seine Geheimnisse in seinem Innern.
Die Menschheit die ihren in der Wüste.
DESERT
Who is the Man?
a film by Felix Tissi
in Bern im cine movie 123
www.desert-themovie.com

NILS ALTHAUS
JOHANNA BANTZER
BRUNO CATHOMAS
JÖRG SCHNEIDER
JOEL BASMAN
HAPPY NEW YEAR
www.happynewyear-film.ch
EIN FILM VON CHRISTOPH SCHAUB
Eine kalte Silvesternacht, eine Stadt, ein Feuerwerk und Menschen auf der Suche nach Glück.
Ab 13.November im Kino
DOLBY DIGITAL

KINO

was aus einem pferdestall werden kann...

Von Jasmin Amsler – Im Kino in der Reitschule waren früher Pferde zu Hause, heute trifft hier Politik auf Kultur. Bild: J. Amsler

■ Das wohl politischste Kino in Bern befindet sich in der Reitschule. Kaum überraschend, klar, denn das Reitschul-Kino ist eng mit der Kulturinstitution verbunden. Die Idee eines hauseigenen Filmtheaters entstand im Herbst 1987, bei der zweiten Besetzung der alten Städtischen Reitschule. Ziel der Initianten war, ihr «auf Offenheit, Nähe und Solidarität gründendes Kulturverständnis mittels Filmen einem kulturverarmten Publikum weiterzugeben.» Mit dieser Absicht vor Augen wurde im April 1988 in einem ehemaligen Pferdestall das Kino eingerichtet. Wo einst Pferde hausten, dient noch heute dieselbe Bar als Begegnungsort, darüber ist wie einst die gläserne Projektionskabine mit dem ratternden Projektor aufgehängt. Und: Als einziges Berner Kino hält man hier an der Kollekte fest. Einzig die Sofas wurden mit den Jahren teilweise durch Kinosessel ersetzt.

«Früher hatten wir unser Stammpublikum, auf das wir zählen konnten. Heute sind die Besucher durchmischter», erzählt Giorgio Andreoli vom Kinoteam. Das heutige Event-Publikum orientiere sich gezielt an bestimmten Themen und oft spreche ein thematischer Filmzyklus eine einzige Gruppe an. «Die Lust am Entdecken entspricht nicht dem heutigen Zeitgeist», erklärt er enttäuscht, «Unbekanntes muss den Besuchern zuerst schmackhaft gemacht werden.» Ein solches Publikum muss gezielt angesprochen werden, weshalb die Werbung und die Pressearbeit heute viel arbeitsintensiver seien als früher.

Der Schwerpunkt im Kinoprogramm liegt neben Dokumentarfilmen auf Zyklen zu aktuellen, politischen und gesellschaftlichen Themen oder wenig bekannten Filmemachern. Im Zentrum kann aber auch ein Land stehen. Traditionell stark vertreten sind Filme zum Israel-Palästina-Konflikt. Ein Schwergewicht legt das Kino auch auf den Schweizer Film. Zudem werden regelmässig Fachleute und Filmemacher für Referate und Diskussionen zu aktuellen Themen eingeladen. Nicht unerwähnt bleiben soll auch, dass das Kino in der Reitschule mit den anderen nichtkommerziellen Berner Kinos einmal jährlich ein gemeinsames Monatsprogramm durchführt.

Von den kommerziellen Kinos wollte sich das Reitschul-Kino von Anfang an abheben. Zu Beginn gab es in Bern nur das Kellerkino, das eine ähnliche Richtung verfolgte. «Heute verfügt Bern über eine fast schon einmalige Fülle an Alternativkinos. Das ist Glück und Leid zugleich», erklärt Andreoli. Einerseits könnten so leicht Synergien zwischen den Kinos genutzt werden, andererseits sei eine ständige Absprache unumgänglich, wenn man sich nicht in die Quere kommen wolle.

Die Philosophie hinter seinem Programm beschreibt das Kino auf der Homepage damit, «Geschichten von Menschen erzählen zu lassen, die etwas mit uns zu tun haben, die zeigen, in welchen gesellschaftlichen Verhältnissen und Verstrickungen sie gefangen sind und wie sie sich mit ihnen auseinandersetzen. Geschichten mit Widersprüchen, die nicht ohne weiteres auf die Seite gewischt werden können. Anderes Kino machen heisst (...) sich ausliefern, sich verunsichern lassen durch Neues, Schräges, Ungewohntes.» Das Kino in der Reitschule will realitätsnahe Filme zeigen, nicht einen übertriebenen Einheitsbrei à la Hollywood. Manchem Besucher ist das offenbar zu viel. «Es gab schon Leute, die mir erzählten, dass sie wegen der tristen Filme nicht gerne in unser Kino kommen», erzählt Claudia Röthlisberger, auch sie arbeitet im Kino, schmunzelnd.

Die rund 15 aktiven Mitarbeiter des Kinos, zu denen auch Röthlisberger und Andreoli gehören, arbeiten alle auf freiwilliger Basis. «Das hat Vorteile», meint Röthlisberger, «denn so ist sichergestellt, dass hier alle aus Interesse am Film arbeiten». Da mit den Einnahmen nur Infrastrukturkosten und Filmmiete bezahlt werden müssen, verfügt das Kino bei den Filmen über eine grössere inhaltliche Freiheit. Das Kinoteam arbeitet nicht nur seit der Kinogründung unentgeltlich, sondern es helfen alle überall mit, egal ob Barbetrieb oder Programmgestaltung. «Mit den Jahren hat sich dieses Prinzip aber etwas gelockert. Heute hat jeder auch ein wenig sein Aufgabengebiet», relativiert Röthlisberger. Sie selbst sei oft und gerne für die Programmation zuständig: «Ich schätze die Freiheit, mich im Rahmen eines Filmzyklus intensiv mit einem Thema zu beschäftigen und als nichtkommerzielles Kino die Filme zeigen zu können, die mich auch persönlich interessieren.»

Kino in der Reitschule
Neubrückstrasse 8, Postfach 6109, 3001 Bern
Filme jeweils donnerstags, freitags und samstags.
Regelmässig finden auch Filmfestivals statt.
Info: www.kino.reitschule.ch

FILM

happy new year

Von Lukas Vogelsang Bild: zVg.

■ Sicher, jetzt schon von einem «Happy New Year» zu sprechen grenzt an Zynismus. Die Zeichen der Zeit stehen im Minus und das Cüppli brauchen wir erst, wenn wir die Krise überlebt haben. Vom nächsten Jahr wollen wir noch nichts wissen, in der Hoffnung, dass das alte nur ein blaues Auge hinterlässt. Doch der Film von Christoph Schaub ist alles andere als eine unpassende Geschichte, einen geeigneteren Zeitpunkt für einen Kinostart hätte es nicht geben können. Happy New Year ist frisch, beschwingt, locker und witzig - einfach das Beste, was der Schweizer Film der Krisenstimmung entgegentrotzen kann. Die Präsenz des Films erinnert an «Liebe Lügen», welcher vor Jahren den Schweizer Film in unseren Kinos wieder populär und massentauglich gemacht hat. Mit Happy New Year ist dieser «Schweizer Film» aber wesentlich reifer und taktisch intelligenter geworden.

In kurzen Filmschnitten werden mehrere Neujahrs-Geschichten ineinander verwoben und parallel erzählt. Kurze Sequenzen, die gut ausgewählt, bekömmlich portioniert und leichtfüssig einen überraschenden Film mit einem hoffnungsvollen Ende bringen. Fünf Paare oder Ähnliches, suchen in der Silvesternacht ihr Glück und irren durch einen hoffnungslosen Abend in ein vermeintlich neues Jahr. Doch nicht alles ist ganz so locker, wie es daherkommt. Dadurch, dass der Film in Zürich spielt und die ZuschauerInnen den einen oder anderen Schauplatz kennen, kommt eine Nähe auf, welche die sozialen Themen sehr nahe bringen. Allen voran ist da die Einsamkeit gemeint.

Das Aufgebot der Schauspieler ist hervorragend und sie spielen auch noch wunderbar. Mit Nils Althaus, Denise Virieux, Jörg Schneider, Irene Fritschi, Bruno Cathomas und vielen weiteren mehr ist eine solide Basis entstanden, die qualitativ den Film die ganze Spielzeit hoch zu halten vermag. Vergessen ist das Gehölz der knorrigen Doku-Filmbranche – es kommt langsam, so scheint es – Wind in die Segel und der Spielfilm wird wörtlich genommen. Gut, mit Christoph Schaub ist auch nicht ein Laie an der Arbeit gewesen. Der eigentlich autodidaktisch ausgebildete Filmemacher hat schon in vielen Film-Produktionen seine glücklichen Spuren hinterlassen und zeigt eine gute Hand für dieses Genre.

Auch in der Promotion haben sich die Produzenten etwas einfallen lassen: Auf www.happynewyear-film.ch befindet sich ein Tool, womit man seinen eigenen Filmtrailer zum Film zusammenschneiden kann. Das Ganze ist in einen Wettbewerb verpackt. Es lohnt sich, einen Blick darauf zu werfen. Einzig ein grandioses Highlight des Films (und das Einzige, welches wir hier verraten werden) bleibt uns vorenthalten: Wenn unser Kasperli-National, Jörg Schneider, mit Irene Fritschi in einer sehr schönen nackten Liebesszene gezeigt wird. Hier bricht für eine Kasperli-Hörspiel-Generation eine Welt zusammen, doch mit dem kommenden neuen Jahr werden wir auch diese Szene verdaut haben.

Der Film läuft im November im Kino. **Wir haben Gratistickets für die Premiere am 6. November in Bern! Infos: www.ensuite.ch**

FILM

qué tan lejos – wie weit noch

Von Lukas Vogelsang Bild: zVg.

■ Die Übersetzung von «Qué tan lejos» ist nur halb korrekt. Es ist halb Ausdruck, halb Frage, und ecuadorianisch. Als Filmtitel bestimmt er aber sehr gut, was der Zuschauer beim filmischen Erstlingswerk von Tanja Hermida mitbekommt.

Vier Figuren sind in Bewegung. Die einen mit Ziel, andere ohne. Wer sich in Lateinamerika, im speziellen Fall in Ecuador, auf Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit im Verkehr verlassen möchte, sollte sich vor dem Land hüten. Das heisst aber nicht, dass eine Reise nicht stattfinden kann, oder dass man nicht von A nach B kommt – nur eben anders als geplant. Die Reise selbst wird zu einer Reise zur Reise. Und schlussendlich liegt das Geheimnis in uns selbst. Aber das ist unerklärlich logisch und gerade in Lateinamerika auf humorvolle und groteske Art zu erfahren.

Die vier ProtagonistInnen im Film unterscheiden sich hervorragend, und ohne zu klischieren beschreiben sie bekannte Figuren, die wir auf einer Reise antreffen. Sie könnten mit Lebensgefühlen verglichen werden. Alle sind in Bewegung – oder auch nicht. Je nach dem, was man darunter versteht. Eine Erzählerstimme beschreibt jeweils ein paar Eckpunkte oder Figuren im Film, mit Hintergrundinformationen, die einer Fiche ähnlich sind. Die Geschichte selbst ist unspektakulär, normal, «einfach so» oder aus dem Leben gegriffen. Wer Lateinamerika ein wenig kennt, weiss, was das heisst: Man kommt von A nach B – nur eben anderes als geplant.

Zwei Frauen begegnen sich im Bus von Quito nach Cuenca, im Süden von Ecuador. Sie haben nichts gemeinsam. Esperanza ist Spanierin und Touristin, sie arbeitet in einem Reisebüro und kann dadurch jedes Jahr günstig reisen. Maria Teresa lebt in Quito und will zu ihrem Freund, der gerade eine andere heiraten will. Wegen eines Unterbruchs der Strasse gehen die zwei Frauen zusammen weiter. Unterwegs treffen Sie auf Jesús, der die Urne seiner Grosmutter nach Cuenca bringen will – das war ihr letzter Wunsch. Und da ist noch Juan Andrés, ein Ökonom und Fussballfan, der nimmt die Reisenden ein Stück weit mit. Dazwischen sind Begegnungen, die Landschaft, die Reise, das Leben, Fragen und Antworten. Eben: Einfach so – nur eben anders als geplant.

Der Film nimmt uns mit, mit Bildern und mit seiner Einfachheit und hinterlässt Erinnerungen und noch mehr Bilder. Was einfach aussieht, wird immer grösser und unüberwindbarer oder kleiner und belangloser. Die Blickwinkel verändern sich auf einer Reise – ob wir diese selber unternehmen oder aber, wie hier, nur als Zuschauer dabei sind. Es verändert sich – eben nur anders als geplant. Ein Film für alle, die gerne reisen oder aber vergessen haben, welches Ziel sie einmal vor Augen hatten.

Der Film startet in den Kinos im November.

FILM DEMNÄCHST

tausend ozeane

Von Simon Chen Bild: zVg.

■ Nur knapp zwei Monate nach dem Debakel der Schweizer Fussballnati gegen Luxemburg zeitigt die Auf- und Verarbeitung der historischen Niederlage erste Resultate. Die Schweiz und Luxemburg, zwei Inseln umgeben von grossen Fussballnationen, haben sich unverzüglich an den Tisch gesetzt, und nicht erst nach Jahrzehnten des Schweigens. Opfer und Täter, Vertreter der Verlierernation und jene des selbst für hiesige Verhältnisse kleinen, aber siegreichen Grossherzogtums, sind zusammengekommen, um Schüsse und Gegenschüsse zur filmischen Überwindung des Unfassbaren einzusetzen. Die schweizerisch-luxemburgische Co-Produktion «Tausend Ozeane» beweist, dass ein Meer von Verzweiflungstränen auf der einen und überschäumende Freude auf der anderen Seite sich durchaus zum Guten vereinen können. Der Thuner Regisseur mit dem programmatischen Namen Luki Frieden hat einen Fussballfilm gedreht, der ganz ohne Fussball auskommt, weil er den Schauplatz des Films ganz weit weg vom eigentlichen Konfliktherd verlegt hat; auf die Malediven, einem weiteren Inselstaat inmitten des Ozeans. In diesem unschuldigen, neutralen Paradies finden sich der Schweizer Fussballprofi Björn (Maximilian Simonischek) und der luxemburger Amateur Meikel (Max Riemelt) zum Urlaub ein. Sie sind beste Freunde, auch wenn es den einen in die luxemburgische und den andern in die helvetische Nationalelf geführt hat. Nach diesem 10. September 2008 ist aber alles anders, ihre Freundschaft wird durch das Fanal im Letzigrund auf eine harte Probe gestellt. Sie sitzen auf dem heissen Strandsand und verarbeiten diese Begegnung, welche die Luxemburger zu Helden und die Eidgenossen zu Lachnummern gemacht hat. Doch kein einziges Mal fallen die Wörter «Fussball», «Sieg» oder «Niederlage» (Drehbuch: Luki Frieden), die Dialoge sind karg und sagen doch tausend mal mehr aus als ein Fussballer beim Interview am Spielfeldrand. Und deswegen funktioniert der Film «Tausend Ozeane» auch ohne fussballerisches Vorwissen, beziehungsweise gekränkte Nati-Seele tadellos und darf in keinem Fall in die Schublade Sportdrama abgeschoben werden. Dies vor allem, weil neben der anrührenden Versöhnungsstory unter Palmen noch ein weiterer spannender Plot dazukommt. Denn Meikel muss am Ende der Ferien seinen Freund Björn auf den Malediven zurücklassen. Der freiheitsliebende Björn hat sich entschieden, nicht mehr in den Alltag und somit in die Schweizer Nati zurückzukehren. Er gibt an, seine Zukunft in der malediviscken Fussballliga zu sehen, wo er bessere Entwicklungschancen sieht. Wieder zu Hause merkt Meikel, dass sich in der Zeit seiner Abwesenheit etwas zugetragen haben muss. Man rät ihm, in Hinblick auf das Rückspiel seinen besten Freund nicht zur Rückkehr von den Malediven zu bewegen. Meikel wird neugierig und setzt alles daran, hinter das dunkle Geheimnis zu kommen, das Björns Aufenthalt auf den Malediven zu Grunde liegt. Je näher er diesem Geheimnis kommt, umso bewusster wird ihm, dass er nicht Björn, sondern vielmehr sich selbst retten muss.

«Tausend Ozeane» zeigt auf meisterhafte Weise, dass weniger Meer..pardon, mehr sein kann, wenn man den Mut aufbringt, auf das Explizite zu verzichten. «Tausend Ozeane» veranschaulicht aber auch, dass 1:2 rein rechnerisch ein halbes geben, und geteiltes Leid bekannterweise halbes Leid ist. Dass Mannschaften aus Männern bestehen, Männer aber auch nur Menschen sind. Und dass Menschen, die am Sandstrand in sich gehen, auf dem Spielfeld wieder über sich hinauswachsen können, was die jüngsten Resultate unserer Natispieler bewiesen haben. Und der Film demonstriert mit dem jungen Schweizer Joel Basman in einer wichtigen Nebenrolle, dass einer nicht Fussball spielen muss, um zum europäischen Shooting Star gewählt zu werden.

CH-Kinostart: 13. November
Der Autor der Filmversprechung legt Wert auf die Feststellung, dass er den Film nicht gesehen hat!

Präsentiert von:
RAIFFEISEN
Hauptsponsoren:
orell füssli www.books.ch
Schützengarten Ein vortreffliches Bier.
Medienpartner:
DRS virus.ch
DRS 3
Blick am Abend
VBZ Zürich Linie Umsteigen lohnt sich.

FILM

quantum of solace

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ James Bond will Rache. Nichts weiter. Und er kriegt sie. Darum geht es in «Quantum of Solace». Nicht um mehr und nicht um weniger. Doch wenn sich unstillbarer Rachedurst und eiskalte Professionalität die Hände reichen, dann jubelt das Herz des Action-Fans. Wenn sich Mut zur Reduktion mit einer respektlosen Liebe zum Original verbinden, dann frohlockt der Kinogänger. Und wenn sich eine kleine aber feine Gruppe Schauspieler und Schauspielerinnen darauf einlässt, gegen gigantische Erwartungshaltungen anzuspielen, ist der halbe Film schon durch.

James Bond ist zurück. Endlich. Vorfreude ist ja durchaus eine der schönsten. Aber ein Teaser ist nett und ein Trailer macht nur hungrig auf mehr. Nun gibt es also das ganze Gericht - nicht nur einen Drink, vielleicht noch kurz geschüttelt. Sondern eine völlig neue Rezeptur, an die sich der Gaumen erst noch gewöhnen muss. Ist das Publikum danach ernüchtert? Vielleicht ein bisschen. Irritiert? Bestimmt. Enttäuscht? Keineswegs! Der 22. Bond-Film mit dem kryptischen Titel «Ein Quantum Trost» polarisiert. Auf allen Ebenen. Manchmal schmeckt das, manchmal schmerzt es. So ist das Leben. So ist ein echter Bond-Film.

Dieser Bond nun sucht mit seinem Rachefeldzug vor allem Erlösung und Erklärung für den Tod seiner grossen Liebe Vesper Lind. Sie hatte sich am Ende von «Casino Royale» für ihn geopfert. Dass Rache ein Gericht ist, das kalt serviert am besten schmeckt, schert Bond dabei keinen Deut. Die Erinnerung brennt ihm in der Seele. Wer sich ihm in den Weg stellt, der geht dabei drauf - egal ob Freund oder Feind. Eiskalt ist bei Bond höchstens die Entschlossenheit. So sehr, dass seiner Vorgesetzten M irgendwann der Geduldsfaden reisst und sie ihm das Vertrauen entzieht. Doch Bond heftet sich unbeeindruckt weiter wie ein Bluthund an jede neue Fährte. Die Jagd nach den Hintermännern einer ominösen Organisation, die ihre Leute überall hat und für wirtschaftliche Interessen gleich eine ganze Regierung auswechselt, führt ihn von Italien via London und Österreich nach Bolivien – und zum Imperium des skrupellosen Dominic Greene. Am Ende ist viel Holz verbrannt, die Bösen fast alle tot, die Welt wieder eine Spur gerechter und Bonds Herz mit so etwas wie Trost erfüllt.

Die Geschichte an sich ist simpel. Die Actionvehikel sind gewohnt vielfältig. Das Tempo ist natürlich rasend. Und der Overkill der Meinungen vorprogrammiert: In diesen Tagen überschlägt sich die Berichterstattung über «Quantum of Solace». Das mag nur bedingt an der Tatsache liegen, dass die beiden Schweizer im Projekt - Regisseur Marc Forster und Nebendarsteller Anatole Taubman - die neuen Darlings der lokalen Presse sind. Bond ist nun einmal Bond: Da hat jeder und jede eine Meinung, eine Erinnerung, eine Präferenz – egal, ob der Regisseur nun gerade zurückhaltend oder bombastisch drauf ist.

Abgesehen davon ist in «Quantum of Solace» noch einmal alles anders als in seinem Vorgänger «Casino Royale» von 2006. Damals wurde die Marke Bond schlicht und einfach neu erfunden. Mit einer solchen Vorgabe kann die Fortsetzung eigentlich nur verlieren. Klugerweise macht sie deshalb nicht einmal annähernd den Versuch, der Geschichte mehr Tiefe oder Hintergrund zu geben.

«Quantum of Solace» ist entsprechend auch nicht «besser» oder «schlechter». Er ist einfach nur gut. Der Film ist solide. Er ist treu. Und er ist von jener subtilen Qualität, bei der einzelne Szenen, Sätze oder Wendungen lange nachwirken und die Erinnerung an das Gesamtwerk positiv verzerren.

Natürlich geht der Löwenanteil des Verdienstes dafür an Hauptdarsteller Daniel Craig. Er hat seine Feuertaufe hinter sich. Sein Bond ist vom Publikum akzeptiert und er selbst durch seine schauspielerische Leistung auf dem 007-Olymp angekommen. Allerdings wären Craigs Bonmots nur halb so gut, wenn ihm nicht die wunderbare Judi Dench als M stets Feuer unterm Hintern machen würde. Mit von der Partie sind wiederum Jeffrey Wright als Bonds CIA-Kumpel Felix Leitner und Giancarlo Giannini als väterlicher Freund Mathis. Doch die heimlichen Stars des Films sind Mathieu Amalric als Greene – die Reinkarnation sämtlicher Bond-Bösewichter mit einer herrlichen «wurmigen Arroganz» – und eine umwerfende Olga Kurylenko als Bonds Mitstreiterin Camille.

Doch gerade als alle Beteiligten so richtig warmgelaufen sind, ist der Film bedauerlicherweise schon wieder vorbei. In Zeiten von Dauergeballer und noch ne Explosion und noch ne Wendung beinahe schon ungewöhnlich. Dennoch ist der Mut zu diesem Bruch wohltuend. So wie Bond darf auch das Publikum noch einmal neu anfangen. Man muss ja nicht immer gleich alles verbraten.

Entsprechend endet «Quantum of Solace» dann auch nicht nur mit dem üblichen Satz «James Bond will return», sondern lässt genug lose Enden für eine weitere, nahtlose Fortsetzung. Das passt in diese Welt und in die Zeit, in der wir leben. Die Bösewichter von heute sind nicht mehr einzelne Personen, sondern Konglomerate, multinationale Konzerne oder Organisationen. Auch ein Mann wie Bond kann bestenfalls ein paar Köpfe dieser Hydra abschlagen. Aber er hört wenigstens nicht auf damit. Es gibt also noch viel zu tun.

Der Film dauert 106 Minuten und kommt am 6. November ins Kino.

KULTUR & GESELLSCHAFT

tratschundlaber

Von Sonja Wenger

■ Falco sang vor vielen Jahren: **«Sieht man um sich, was passiert, wohin es geht oder auch nicht, hilft nur eines, Schampus, Kaviar, Noblesse im Gesicht».** Und wenn es einer gewusst haben muss, dann er.

David und Victoria Beckham ziehen also wieder um. Diesmal zieht es den Fussballer ins Berlusconi-Land, weil er dort vermutlich beim AC Mailand spielen wird. Wenn der Austausch klappt, so weiss es der Internetklatsch, werden sie einen Dokumentarfilm über ihr Lifestyle-Leben in Italien drehen. Und dafür von AC-Mailand-Besitzer und Premierminister Silvio Berlusconi sechzehn Millionen US-Dollar erhalten. Werbung ist eben alles.

Was also bitte redet denn die halbe Welt von Finanzkrise, wenn nicht nur Staaten mit Summen um sich werfen können, die so viele Nullen haben, dass sie kaum noch in eine Zeitungsspalte passen? Solange bei uns die Lebensmittel nur ein paar Rappen teurer werden und das Benzin noch bezahlbar bleibt, ist doch alles in Ordnung. Weshalb bloss sollten wir umdenken oder über die Bücher gehen?

«Let´s take a dance, in jedem Fall, die Smokingträger überall - denn nobel geht die Welt zugrund´ ob dieser oder jener Stund.»

Die Regierung wiederholt ja auch monoton, dass alles gut sei, und wenn es plötzlich einmal nicht mehr gut wäre, sie mit viel, viel Geld alles wieder gut machen wird. Hey, das ist der Staat, und der muss es ja wissen. Das ist wie Fernsehen: Was da läuft, ist ja auch alles wahr, einfach weil es im Fernsehen läuft. Gut ist es vielleicht nicht, da hat der Reich-Ranicki schon recht. Aber was ist schon gut?

Die Medien haben diese «Wirtschaftskrise» sowieso nur «herbeigeschrieben», das meinte zumindest Verlegerpräsident Hanspeter Lebrument vor kurzem. Und wenn es der nicht weiss, wer dann? Deshalb meint er ja auch, man müsse die Medien wieder stärker an die Kandare nehmen. Schliesslich hätten die Schreiberlinge auf den Redaktionen eine völlig falsche Vorstellung davon, was «Qualitätsjournalismus» wirklich sei. Da gehe es nicht etwa um Unabhängigkeit oder seriöse Recherchen. Nein: Erfolg sei das wichtigste Kriterium. Also Peitsche geben, mit dem Striegeln aufhören, den Hafer rationieren - bei den Lebensmittelpreisen sowieso – und dann zu Tode reiten.

«Die Titanic sinkt in Panik ganz allanig aber fesch, mit all den Millionen Cash und all der teuren Wäsch´.»

Wer braucht im Universum von «Blick am Abend», «.CH», «News» und Schmus für zwanzig Minuten Aufmerksamkeit schliesslich noch handfeste Informationen? Dass die andere Hälfte der Welt am Darben und am Sterben ist, können wir hier bei uns doch eh nicht ändern. Immer diese lästige Empörung von wegen fehlendem politischen Engagement, Verantwortung, Gemeinwohl, Blabla, und dann noch dieses suspekte Wort Solidarität. Das ist reine Propaganda und gehört zum Vokabular der Gutmenschen.

«Decadence for you and me, decadence...»

Sowieso, diese Gutmenschen! Die sind inzwischen überall! Stets wollen sie die rechte Weltordnung in Frage stellen, sind gegen AKWs und Rettungspakete und machen Demos, die den Stossverkehr aufhalten. Und dann dieses ewige Lamento, wir sollten als Staatsbürger aufhorchen, wenn unsere finanzielle Zukunft verzockt wird. Also wirklich! Wie viel aufgeklärter müssen wir denn noch werden? Der Wind des Wandels weht uns doch heute schon um die Ohren. Das symbolisiert unsere neue Miss Schweiz Whitney Toyloy bestens. Sie ist der Beweis dafür, dass die Farbe des Schaffells in unserem Land nicht länger eine Rolle spielt – das weiss doch jeder.

Es ist also nur eine Frage der Zeit, bis wir alle gleich sind. Auch in anderen Ländern machen sie Schritte in die richtige Richtung. So hat die nepalesische Elektrizitätsbehörde kürzlich ihrem ehemalige König damit gedroht, ihm den Strom abzustellen. Ex-König Gyanendra, der im Mai nach massivem Druck aus der Bevölkerung abdanken musste, hat nämlich seine Stromrechnungen nicht bezahlt.

«Die Titanic sinkt in Panik ganz allanig aber gut, denn wer sich retten tut, der hat zum Untergang kan Mut.»

Übrigens gibt es nun auch bei den kommenden US-Wahlen wieder Hoffnung. Martin Naville, CEO der Schweizerisch-Amerikanischen Handelsbank, brachte diese in «.CH» auf den Punkt: Die «nüchterne Analyse lasse auf einen Afroamerikaner im Weissen Haus schliessen.» Das sei «eine tolle Entwicklung hundert Jahre nach Aufhebung der Sklavenhaltung und vierzig Jahre nach dem Kampf um Gleichberechtigung durch Martin Luther King». Wer es also noch nicht gewusst hat, der weiss es jetzt.

Ebenfalls wissenswertes zur US-Politik von 2008 findet sich unter dem Suchbegriff «Fey+Palin» auf der Webseite von Youtube. Die US-Komikerin Tina Fey hat für die Sendung «Saturday Night Live» eine Parodie auf die Kandidatin für die US-Vizepräsidentschaft Sarah Palin geschaffen, die bereits als Zünglein an der Waage in der Gunst der Wähler gilt.

«In jedem Fall entscheid´ ich mich, egal ob nobel oder nicht, besser neureich sein als nie reich sein und in Gesellschaft nicht allein.»

Dennoch wird es wohl noch eine Weile dauern, bis alle US-Amerikaner im neuen Jahrtausend angekommen sind. So hatte das Titelbild des US-Magazins «W» mit der stillenden Angelina Jolie in den USA einen «kleinen Skandal» ausgelöst. Für ein «internationales Sexysmbol» wie Jolie sei das kein unschuldiges Bild sondern «purer Voyeurismus», hiess es in den US-Medien. Ach, was haben wir es da gut. Wir können uns statt Stillbilder den Schweizer Bauernkalender zu Gemüte führen, bei dem im Mai 2009 der «Bündner Cowboy Claudio auf seinem Ochsen Eliot» durch den Monat reitet und sich in der «Schweizer Illustrierten» als Muni-Flüsterer betiteln lässt. Das ist wahre Aufgeklärtheit. Und für alle, die auch in Absurdistan nicht mehr weiterwissen, hat die Autorin Carol Meldrum nun die «perfekte Freizeitbeschäftigung»: In ihrem Buch «Knitted Icons» finden sich die Strickmuster für 25 VIPs, von den Beatles über Jackie O. bis hin zu Elvis Presley.

«Let´s decadance at all events, im Walzerschritt zum letzten Tritt, denn wer den Walzer richtig tritt, der ist auch für den Abgang fit.»

cinématte

www.cinematte.ch / Telefon 031 312 4546

■ **Carmen Maura** Die Karriere von Carmen Maura wurde geprägt von der Zusammenarbeit mit dem Regisseur Pedro Almodóvar. Als äusserst wandelbare Schauspielerin trat sie sowohl in eher heiteren, humorvollen wie auch in gesellschaftskritischen Rollen auf. Die über 60-jährige Schauspielerin strahlt grosse Präsenz und Lebendigkeit aus. Carmen Maura zu erleben in: **Volver, Elles, Mujeres al Borde de un Ataque de Nervios, Ay Carmela** und **25 Degrés en Hiver.**

Jack V. Koby - Berner Premiere Fritz Blumer verliess 1913 als 20-Jähriger sein Heimatdorf im Glarner Hinterland. Er brach auf nach Amerika um dort Geld zu verdienen und dann als «gemachter Mann» wieder zurückzukehren. Doch stattdessen verschwand Fridolin Blumer spurlos im weiten Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Jahrelang hoffte seine Familie auf ein Lebenszeichen des Verschollenen. Doch erst 70 Jahre später lüfteten seine Nachkommen das Geheimnis um seinen Verbleib. 2./28./30. November

Filme aus Zentral- und Südasien Helvetas - Schweizer Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit präsentiert an zwei Tagen Spielfilme aus Nepal, Afghanistan und Iran: **Numafung,** 2. November 18.30h; **At 5 in the Afternoon**, 23. November 20h; **Documentaires Made in Kaboul,** 23. November 16h.

QUEERSICHT lesbisch-schwules Filmfestival Bern präsentiert: Superlative Ganz (un-) bescheiden ist die diesjährige Retrospektive mit «Superlative» übertitelt. Wir zeigen eine Auswahl an Filmen, die aus der schwullesbischen Kinogeschichte nicht wegzudenken sind und laden zum Streit darüber, welches der erotischste, der beste, der dramatischste Film aller Zeiten ist.

Romanian Independent Spirit Filmfestival In den letzten Jahren erlebte der junge rumänische Film einen enormen Aufschwung. Das Filmfestival «Romanian Independent Spirit» unter dem Motto «low budget-great spirit» bietet nun die einmalige Chance eine Auswahl dieser Filme in der Schweiz zu sehen. Neben dem vielseitigen Programm aus Kurz- und Langspielfilmen wird in Podiumsdiskussionen und Workshops mit Filmemachern und Mitwirkenden diskutiert. Sa, 15. – bis Mo, 17. November.

Kellerkino

www.kellerkino.ch / Telefon 031 311 38 05

■ **QUÉ TAN LEJOS** Von Tania Hermida, Ecuador 2007, 92›, Spanisch/d/f, Spielfilm Ecuador und die Anden bilden das wunderbare Dekor für dieses Roadmovie, in dem zwei junge Frauen unterwegs sind nach Cuenca, der friedlichen Gartenstadt im Süden. Esperanza kommt aus Spanien und reist durch Ecuador auf der Suche nach Entdeckungen und auf den touristisch empfohlenen Spuren. Tristeza lebt in Quito, der Hauptstadt Ecuadors, und macht sich auf den Weg, ihren Geliebten daran zu hindern, eine andere Frau zu heiraten. Unterwegs lernen die beiden, die der Zufall im Bus zusammenbringt, einander und zwei Männer aus dem Dekor des fernen Landes kennen. Sie durchqueren die halluzinierende Bergwelt Ecuadors und fahren zunächst an die Küste, weil ein Streik den Verkehr lahm gelegt hat.

QUE TAN LEJOS ist ein ausgesprochen sanfter Film über das Reisen, das Unterwegssein und über Begegnungen zwischen Menschen. Die Ecuadorianerin Tania Hermida lässt uns in ihrem ersten Spielfilm sinnieren über das, was wir so treiben, wenn wir unterwegs sind. Und sie hat den erfolgreichsten Film in ihrer Heimat gedreht, der nicht umsonst so erfolgreich war: Er strahlt bei aller Unaufgeregtheit Natürlichkeit aus, bis in die kleinsten Details hinein.

WONDERFUL TOWN Von Aditya Assarat, Thailand 2007, 92›, Thai/d/f, Spielfilm Takua Pa ist eine kleine Stadt im Süden Thailands. Seit dem Tsunami haben die Menschen, die hier leben, ihre Arbeitsplätze verloren. Junge Leute fahren auf ihren Motorrädern umher, alte Menschen erinnern sich an bessere Zeiten. Eines Tages kommt ein Fremder in die Stadt. Ton ist Architekt. Er nimmt sich ein Zimmer in einem kleinen Hotel, das Na gehört. Die beiden beginnen eine zärtliche Liebesgeschichte miteinander. Bald wird über sie geredet. Die Stadt hat ihren Feind gefunden. Der Film handelt von einer Liebe, die an einem Ort, an dem es keine Liebe mehr gibt, wie eine Blume im Schmutz blüht. Und er handelt von einer Stadt, die die Schönheit zu zerstören versucht, die sie für sich selbst nicht haben kann.

KINO kunstmuseum

www.kinokunstmuseum.ch / Telefon 031 328 09 99

■ **GUS VAN SANT – BITTERSWEET UND RADIKAL** Stanley Kubrick ist der Lieblingsregisseur von Gus Van Sant. Der 1952 geborene US-amerikanische Filmemacher Van Sant, der als einer der bekanntesten Vertreter der New-Queer-Cinema-Bewegung gilt, erzählt ebenso wie Kubrick gern in eleganten Kamerafahrten, extravaganten Perspektiven und in einer durchkomponierten, ‹kühlen› Cinematografie. Und wie Kubrick gelingt Van Sant stets die Neudefinition als Filmemacher und Künstler. Im selbstfinanzierten Spielfilmdebüt **Mala Noche** präsentiert Van Sant die erste seiner vielen Geschichten um Outsider mit Engelsgesichtern am Rande der Gesellschaft. In kontrastreicher Fotografie und gewagten Grossaufnahmen liefert der Film eine kongeniale audiovisuelle Entsprechung zur pulsierenden Beat-Rhetorik. Der zum Kult avancierte **My Own Private Idaho** mit River Phoenix in seiner letzten Rolle spiegelt den Kreislauf von Abhängigkeit als ein von der übrigen Welt losgelöstes Leben. Ab 1. November.

SONNTAGSPORTRAIT Die neue Reihe, jeweils sonntags um 11 Uhr, die dem biografischen Dokumentarfilm gewidmet ist, beginnt mit Marlene Dietrich – **Her own Song** und **Gartentor, Kulturminister.** Ab 2. November.

CULTURESCAPES Türkische Videokunst, präsentiert von der Kuratorin Fatos Ustek. 2. November.

EGO DOCUMENTS Anlässlich der Ausstellung ‹Ego Documents. Das Autobiografische in der Gegenwartskunst› im Kunstmuseum Bern zeigt das Kino Kunstmuseum bis Mitte Januar ein zweiteiliges Filmprogramm. Teil 1 zeigt unterschiedliche Formen der Lebensdarstellung in aktuellen Kinofilmproduktionen: **Tarnation, Gitmek, Sieben Mulden und eine Leiche, Walden: Reel I.** Ab 16. November.

FILMGESCHICHTE: EINE GESCHICHTE IN 50 FILMEN Der Antikriegsfilm **Die Brücke** (1959) und Jean-Luc Godards **A bout de souffle** (1960) stehen im November auf dem Programm.

Die genauen Spielzeiten der Filme und weitere Informationen finden Sie auf
www.kinokunstmuseum.ch

KINO in der Reitschule

www.reitschule.ch / Telefon 031 306 69 69

■ **Susanne Bier – Dogma und mehr** Das Kino in der Reitschule zeigt im November drei Filme von Susanne Bier. Am Anfang hat sie kleine Filme mit der wackeligen Handkamera gemacht. Bereits 1987 gewann sie den Ersten Preis des Hochschulfilmfestivals in München. Ihr internationaler Durchbruch kam mit dem Film **Der einzig Richtige** im Jahr 1999. Darüber hinaus hat sie mehrere Dogma-Filme gemacht, die vielfach ausgezeichnet wurden.

Im Jahr 2002 drehte sie **OPEN HEARTS** (Fr, 14. und Sa, 15.11., 21h), eine Geschichte von zwei Paaren, deren Leben von einer Sekunde auf die andere ändert. Das Ergebnis ist ein eindringliches, von hervorragenden Schauspielern getragenes Drama über die Zerbrechlichkeit von Liebe und Leben.

Ein hochkarätiges Ensemble von Regie, Schauspiel und Drehbuch ist **AFTER THE WEDDING** (Do, 20.11., 20.30h, Fr, 21. und Sa, 22.11., 21h) (2006). Der Aussteiger Jacob arbeitet seit Jahren in einem Waisenhaus in Indien und braucht dringend Geld für sein Projekt. Eine grosse Summe lockt vom millionenschweren Geldgeber Jorgen in Kopenhagen. Die Begegnung mit seinem mysteriösen Gönner ist schicksalhaft und folgenschwer.

In **BROTHERS** (Fr, 28. und Sa, 29.11., 21h) (2004) erzählt Susanne Bier sehr feinfühlig und eindringlich von den nur scheinbar schwachen Bindungen der beiden ungleichen Brüder. Als Michael, der absolute Kontrolltyp mit Militärkarriere, nach Afghanistan geschickt wird, entwickelt Jannik, sonst stets am Rande der Legalität, tatsächlich Verantwortung für sich und Michaels Familie. Michael kehrt zurück, traumatisiert und nicht mehr in der Lage, sein altes Leben wieder aufzunehmen, als sei dazwischen nichts geschehen...

UNCUT- Warme Filme am Donnerstag zeigt: Den japanischen Film **LOVE MY LIFE** von Koji Kawano (13.11., 20.30h) und **BANGKOK LOVE STORY** von Paj Arnon (27.11., 20.30h). Dieser atemberaubend gefilmte, romantische Thriller gilt als thailändische Antwort auf Brokeback Mountain.

Vom 6.-11.11.2008 findet wieder das Queersicht-Filmfestival statt.

www.reitschule.ch/reitschule/kino/index.shtml

LICHTSPIEL

www.lichtspiel.ch / Telefon 031 381 15 05

■ **Italianità** Die italienischen Regisseure haben sich wiederholt mit der eigentümlichen und äusserst diversifizierten soziologischen Realität der Halbinsel auseinandergesetzt, vom Neorealismo bis zur «commedia all›italiana». Dieser Zyklus lädt ein zu einer Reise, die sich an jüngeren Produktionen orientiert und dabei den Prototypen der «italianità» von Mal zu Mal der Knechtschaft der Mafia (**Le conseguenze dell›amore von Sorrentino**, Mo 3.11., 20h), dem Abenteuer der Emigration (**Nuovo mondo** von Crialese, Mo 10.11., 20h), der ureigenen Abneigung gegen den Krieg und den Militarismus (**Mediterraneo** von Salvatores, Mo 17.11., 20h) und schliesslich dem Problem der illegalen Einwanderung (**Lamerica** von Amelio, Mo 24.11., 20h) gegenüberstellt – und dies aus einer Perspektive, die für einmal die gewohnten Rollenbilder auf den Kopf stellt.

Eine Filmgeschichte in 50 Filmen Das Antikriegsdrama **Die Brücke** von Bernhard Wicki (1959) basiert auf dem gleichnamigen autobiographischen Roman von Manfred Gregor, in welchem dieser seine Kriegserlebnisse verarbeitet hat. (Mi 5.11., 20h) Mit **A bout de souffle**, einem Klassiker des französischen Kinos und der Nouvelle Vague verfilmte Jean-Luc Godard eine Geschichte von François Truffaut, zu der sich dieser von einem Zeitungsbericht über einen Polizistenmord inspirieren liess. (Mi 19.11., 20h)

Billie Holiday Während die meisten Biographien sich vor allem auf die wilden Zeiten und die Drogenexzesse Billie Holidays konzentrieren steht in Matthew Seigs Künstlerporträt **Lady Day - The Many Faces of Billie Holiday** aus dem Jahr 1991 die musikalische Karriere der grossartigen Jazz und Bluessängerin im Vordergrund. Der Film zeigt bisher unveröffentliche Konzertmitschnitte und Photomaterial sowie spannende Interviews mit Personen aus dem Umfeld von Billie Holiday. (Do 6.11., 20h)

Sortie du labo In Leopold Lindtbergs Matto regiert aus dem Jahr 1946 wird Wachtmeister Studer durch einen Mord in der Irrenanstalt Randolfingen mit **«Mattos Reich»**, der seltsamen Welt der Geisteskranken konfrontiert. (Mi 12.11., 20h)

FILMPODIUM BIEL/BIENNE

www.pasquart.ch / Telefon 032 322 71 01

■ Zum 6. Mal sind wir dabei bei **Filmar en América Latina** mit neuen und neusten Filmen aus Jamaica, Uruguay, Nicaragua, Brasilien, Peru, Kolumbien. Auch Schweizer RegisseurInnen werfen einen Blick auf die lateinamerikanische Welt, so z.B. Silvana Ceschi und Reto Stamm mit ihrem erfolgreichen Film La reina del Condón, den das Filmpodium als Bieler Première zeigt.

Made in Jamaica von Jérome Laperrousaz porträtiert die führenden Protagonisten der Reggae- und Dancehall-Bewegung. Der Reggae-Rhythmus und seine Melodien haben die Welt erobert. Nach Bob Marley, der als Symbol dieser Musik gilt, ist eine neue KünstlerInnen-Generation herangewachsen, und mit ihr der Dancehall-Reggae. **Made in Jamaica** ist eine Liebesgeschichte an diese Musik, an ein Volk und eine Bewegung, die uns mit ihrer Wut und Ihrer Auflehnung betroffen macht.

Der Wahlsieg der *frente amplio* in Uruguay 2004 bildet den Hintergrund für Mariana Viñoles und Stefano Tononis **Crónica de un sueño** und erzählt die Geschichte von Mariana, die nach drei Jahren in ihr Heimatland zurückkehrt, um zu wählen. In verschiedenen Erzählungen werden Hoffnungen, Ängste und Freuden der Bevölkerung eines lateinamerikanischen Landes im Monat vor dem historischen Wahlsieg der Linken beleuchtet.

Un tigre de papel - Papiertiger ist ein Fake-Dokumentarfilm von Luis Ospina über die 1960er und 1970er Jahre in Kolumbien, der die Beziehungen zwischen Kunst und Politik, Wahrheit und Lüge, Dokumentar- und Fictionfilm untersucht.

Témoin indésirable von Juan Lozano ist das Porträt über den kolumbianischen Fernsehjournalisten Hollman Morris. Für seine Reportagen, in denen er die Menschenrechtsübertretungen in seinem Lande anprangert, erhielt Morris internationale Anerkennung aber auch Todesdrohungen und Einschüchterungen aller Art.

Wiederum sind zahlreiche Gäste eingeladen, u.a. **Mariana Viñoles** und **Stefano Tononi** aus Uruguay, **Luis Ospina** aus Kolumbien, **Stefan Kaspar,** der ehemalige Bieler, der neuste Werke aus Peru mitbringt und **Silvana Ceschi** und **Reto Stamm.** Die Plats latinoamericains. Musikalische Intermezzi runden das Festivalprogramm ab.

interwerk gmbh
Kulturmanagement | Consulting

Sandrainstrasse 3 | CH-3007 Bern
Telefon +41(0)31 318 6050
Email info@interwerk.ch
www.interwerk.ch

Wir denken und schreiben für Sie oder produzieren
Ihre Kundenzeitung oder Broschüren.
So, dass es Ihren Kunden gut tut.

Alther&Zingg

Ein filosofisches Gespräch:

«ES GIBT KEINEN GRUND, SICH VOR DEM TOD ZU ÄNGSTIGEN: SOLANGE WIR EXISTIEREN, IST DER TOD NICHT – UND IST DER TOD, EXISTIEREN WIR NICHT MEHR.»

Epikur 341-271 a.c.

Mittwoch, 26. November 2008 // 19:15 h
tonus-labor, Kramgasse 10, 3011 Bern

modern

English National Ballet, Northern Ballet Theatre, das Luzerner Theater und das Stadttheater Bern sind die Orte, an denen Abigail Cowen ihre professionelle Bühnenerfahrung gewonnen hat. Erfahrung, die sie in ihren Modernstunden in Form von Technik, Musikalität, Herausforderung und vor allem Freude einbringen wird.

Modern M / F
Dienstag 20.15 - 21.30

abigail cowen
mobile 076 462 83 69
abic@gmx.ch

tanzschule kreutzberg kirchenfeldstrasse 70 3005 bern tel 031 352 77 67
www.tanzschulekreutzberg.ch

Sparen Sie nie bei der Werbung!

Lieber beim Druck.

99.–
500 Exemplare
Karten/Flyer A6

DruckEinfach.ch

Einfach sparen.

KULTUR & GESELLSCHAFT

wie (s)ich mein leben wieder einmal nicht änderte

Von Hans Durrer

■ Mein Leben zu ändern, radikal, definitiv, das wollte ich immer schon. Und obwohl ich die Male, die ich's versucht hab und gescheitert bin, nicht mehr zählen mag, gebe ich nach wie vor nicht auf, nehme mir immer wieder vor, dass ich ab dann und dann (meist an einem Montag, nie an einem Freitag), alles ganz anders, viel besser und nur noch toll und gut machen werde.

Eines Tages las ich in einem Ratgeber, dass man den Tag, an dem man sein Leben ändern wolle, zu einem speziellen Tag machen müsse. Man solle sich, stand da, immer wieder und immer wieder sagen: Heute ist mein Entscheidungstag. Nun ja, dachte ich, schaden kann's auf jeden Fall nicht und so sagte ich: Heute ist mein Entscheidungstag.

Ich machte mir einen zweiten Kaffee. Und sagte von neuem: Heute ist mein Entscheidungstag. Nichts passierte, weder äusserlich noch innerlich. Ich wusste aus Erfahrung, dass meine Motivation, diesen Tag zum absoluten Wendepunkt in meinem Leben zu machen, von Stund zu Stund abnehmen würde. Ich musste mich also konzentrieren, doch worauf nur?

Einmal hatte mir ein Bekannter gesagt, das Heil liege im Tun. Sofort hatte ich an Workaholics gedacht. Jetzt sage ich mir: Sieh doch nicht immer alles so negativ, versuch es halt mal. Okay. Tun also. Aber was? Warum mir bei Tun immer körperliche Betätigung (und nicht etwa Schreibtischarbeit) in den Sinn kommt, weiss ich nicht genau. Ich vermute, es ist wegen dem Fernsehen. Wird nämlich dort ein Beamter gefilmt, sieht man ihn nie einfach nur die Akten lesen. Immer geht er einen Gang entlang, immer nimmt er etwas aus dem Regal oder blättert in einem Buch. Letzthin habe ich sogar einen gesehen, der die Treppe im Bundeshaus zu Bern, nein, nicht hinauf, hinunter und nach draussen rannte. Wie wär's mit Joggen? Bei dem Wetter sicher nicht. Meditieren? Vielleicht etwas zu passiv um als Tun durchzugehen, doch mit irgendwas muss ich schliesslich anfangen. Obwohl, also meditieren, das dauernde Stillsitzen, das liegt mir schon ganz und gar nicht, das ist irgendwie so ziemlich gegen meine Natur.

Jetzt reiss dich zusammen, sagte ich mir, heute ist doch dein Entscheidungstag. Ich setzte mich hin und konzentrierte mich auf meinen Atem. Ein. Aus. Ein. Aus. Und Ein. Und Aus. Und Ein. Und Aus. Nur den Atem beobachten. So aufmerksam wie möglich. Nichts verändern wollen. Beobachten. Da sein. Wach sein. Ich fühlte mich eher schläfrig als wach. Schon nach wenigen Minuten drifteten meine Gedanken zu den wichtigen Dingen des Lebens. Sagte doch letzthin der Schweizer Bundespräsident im Fernsehen, er fahre gerne Tram, weil da niemand Aufhebens um ihn mache. Wusste gar nicht, dass man in die Politik geht, weil man nicht speziell beachtet werden will. Und dann die Calmy-Rey, die Aussenministerin, die müsse jetzt einen Neutralitätsbericht schreiben, hab ich gelesen. Da drauf wartet der Rest der Welt sicher schon ganz atemlos. Na ja, vielleicht doch nicht, aber ihr Kollege Schmid, der wartet garantiert darauf, weil der sich ja so genervt hat, dass die Calmy-Rey die israelischen Angriffe auf den Libanon «unverhältnismässig» genannt hat und das geht natürlich schlecht mit unserer Neutralität (von der die Calmy-Rey wiederum gesagt hat, es gebe einige, die darunter verstünden, in den vier Landessprachen nichts zu sagen) zusammen, weil so, wie es heisst, die militärische Zusammenarbeit mit Israel verunmöglicht werde. Neutralität ist also, was den Schweizern, die daran verdienen, nützt. Irgendwie hätte man das ja gerne etwas genauer gewusst: Was für Geschäfte macht die neutrale Schweiz eigentlich mit der israelischen Armee? Beim Atem bleiben. Ein. Aus. Ein. Aus. Und Ein. Und Aus. Und Ein. Und Aus. Ich versuchte aus halbgeöffneten Augen auf den Wecker zu gucken. Wo stand er bloss? Ich liess meine Blicke durchs Zimmer schweifen. Erfolglos. Nun ja, die zwanzig Minuten, die ich mir zum Ziel gesetzt hatte, waren bestimmt noch nicht um. Also weiter. Ein Aus. Ein. Aus. Und Ein. Und Aus. Dableiben. Es gibt nichts Wichtigeres als da zu sein. Das habe ich mal bei einer Gruppenmeditation gehört. Leuchtet mir ein. Ein. Aus. Und Ein. Und Aus. Gott, ist das langweilig. Am liebsten hätte ich jetzt ein Vanille-Glacé. Ein. Und Aus.

So fertig. Achtzehn Minuten waren's. Ganz okay für den Anfang.

Ich sitze wieder am PC. Und sage mir: Heute ist mein Entscheidungstag. Und füge hinzu: Immer noch. Doch es passiert auch weiterhin nix. Alles ist wie immer. Ich sitz am PC und tue, was ich immer tu: Ich schreib. Doch weil heute mein Entscheidungstag ist, red ich mir ein, es sei nicht so wie immer, es sei ein ganz klein wenig anders, weil nämlich mein Bewusstsein doch ein klein wenig wacher ist als auch schon. Und genau das scheint das Problem: Dass ich erwarte, es müsste anders sein, weil ich mir doch Mühe gebe.

Wenn Erwartungen töten könnten, wäre ich schon lange tot.

INSOMNIA

VON ADAM UND EVA

Von Eva Pfirter

■ Im letzte Monat habe ich etwas getan, was ich mir schon jahrelang vorgenommen hatte: Ich habe die Bibel gelesen. Die Lektüre dieser Schriften gehört ja eigentlich zum Allgemeinwissen, doch braucht es halt trotzdem manchmal einen starken äusseren Anstoss, in dem dicken Buche endlich einmal wirklich zu lesen. Der Anstoss war in diesem Fall mein sich zum Ende neigendes Kunstgeschichtsstudium.

Doch bevor ich die Bibel lesen konnte, musste ich ja eine haben. Meine hatte ich kurz nach der Konfirmation in den hintersten Winkel des Estrichs im Haus meiner Eltern geworfen. Das war in einer rebellischen Phase, in der ich ALLES hinterfragte. Meine lieben Konfirmationsgspänli hatten an jenem denkwürdigen Sonntag wunderbar harmonische, hoffnungsgetränkte Bibelzitate ausgewählt, in denen starke Felsen, plätschernde Bäche und strahlende Sonnen vorkamen. Ich hingegen liess den blutjungen, konservativen Pfarrer mit leicht verunsicherter Stimme «Denn eure Wege sind nicht meine Wege, und meine Wege sind nicht eure Wege» zitieren, als ich an der Reihe war. Dazu lächelte ich warscheinlich herausfordernd - ich hatte den Ausspruch auf mich bezogen. Der liebe Pfarrer musste mich wohl damals als verlorenes Schaf abgeschrieben haben. Doch dann rettete mich, das verlorene Schaf, die Hingabe zur Schönsten aller Künste: Die italienische Renaissance.

Als ich das Buch der Bücher zum ersten Mal wieder in die Finger nahm, war eigentlich Siesta-Zeit, und kurz darauf schlummerte ich auch friedlich ein. Ich schlief ganze zwei Stunden mit der Bibel auf dem Bauch! Beim zweiten Mal war ich geistig etwas wacher und fühlte mich von der Heiligen Schrift auch ziemlich direkt angesprochen: Ich war gerade beim Sündenfall angelangt und Gott bestrafte die Frau für ihre Unartigkeit damit, dass sie «unter Mühen Kinder gebären» solle. Da war er wieder: Der Punkt, an dem ich Lust hatte, das Buch in eine Ecke oder über die Balkonbrüstung zu werfen. Wieso muss die Frau unter Mühsal Kinder gebären, der Mann jedoch nur «im Schweisse seines Angesichts» auf dem Acker arbeiten?

Was mich aber eigentlich noch mehr beschäftigte, ist der Tonfall, die Art und Weise, wie Gott und auch sein Sohn laut der Bibel zu den Menschen sprachen: Kaum Widerspruch duldend, manchmal aufbrausend und nicht sehr feinfühlig, wie ich finde. Ja, natürlich muss das Buch im Kontext der Zeit gesehen werden. Aber trotzdem: Den Gott, den ich möchte, stelle ich mir sanfter und weiser vor. Ein Gott, der Verständnis hat für die Ängste und Unsicherheiten der Menschen. Und der vielleicht wieder einmal ein Wunder vollbringt.

Literatur

Le Clézio, J.M.G.: Der Afrikaner. Aus dem Französischen von Uli Wittmann. Carl Hanser Verlag. München 2007. S. 134.

Ehre, wem Ehre gebührt
J.M.G. Le Clézio: Der Afrikaner.

■ Erdachte sich der Autor als kleiner Junge noch seine Mutter als Afrikanerin, stellt er bald fest, dass sein Vater der Afrikaner ist. Der auf Mauritius geborene Weisse, welcher in London Medizin studiert hatte und aus lauter Stolz vor den gesellschaftlichen Konventionen in die Emmigration nach Afrika flüchtete, ist Mittelpunkt dieses schmalen Buches des diesjährigen Nobelpreisträgers.

Hat er die ersten Jahre, nachdem er als Arzt in den britischen Kolonialdienst eingetreten ist, zunächst in Südamerika verbracht, wird J.M.G. Le Clézio zwischen Kamerun und Nigeria gezeugt. Die Mutter kehrt für die Geburt nach Europa zurück, ein Europa, das mitten in den Wirren des Krieges steckt. Die Familie bleibt die folgenden acht Jahre getrennt, der Vater allein in Afrika. Erst 1948 lernt der Achtjährige seinen Vater auf dem schwarzen Kontinent kennen, lieben und zugleich fürchten. Fern von kolonialen Schutzräumen verlebt der spätere Autor eine Kindheit in der Wildnis, einer gefahrvollen Wildnis, wie er schreibt. An der Seite seines Bruders zerstört er Termitenhügel und erkundet mit den nigerianischen Kindern die Weite der afrikanischen Steppe. Unbeachtet von der gutmütigen Mutter, die sich vor der brütenden Hitze in das Innere des Hauses flüchtet, unbemerkt vom tagsüber abwesenden Vater.

Le Clézio setzt mit diesem Band seinem Vater, welcher in Afrika sein Glück gesucht und in gewisser Weise auch gefunden hat, ein sehr berührendes Denkmal. Der nichtfiktionale Text ermöglicht eine magische Berührung eines Vaters, der aufgrund der Umstände zeitlebens ein Unbekannter, ein Unnahbarer hat bleiben müssen.

Der bei uns weitgehend unbekannte Le Clézio zeigt auch in seinem neuesten Werk, dass er ein Meister der Sprache ist. (sw)

Reay, Dave: Climate Change Begins At Home. Life on the two-way street of global warming. Sachbuch. Macmillan. London, New York, Melbourne, Hong Kong 2006. S. 180.

Wenn die Immobilienblase platzt...
Dave Reay: Climate Change Begins At Home.

■ Der Schotte Dr. Dave Reay berichtet von Vielem, was wir bereits wissen mögen, in oft etwas einfachen Worten. Berücksichtigen wir jedoch seine Absicht, mit seinem Sachbuch, welches bereits 2006 erschien, zum Klimawandel und unserem individuellen Einfluss auf diesen möglichst viele Leser und Leserinnen zu erreichen, scheint seine Sprache gerechtfertigt. Und tatsächlich ist es erstaunlich, dass Mrs. Green im Gegensatz zu Mr. Carbon in ihrem Leben durch ein paar einfache Veränderungen wie Stromsparlampen, das Benutzen öffentlicher Verkehrsmittel, das Ausschalten elektronischer Geräte und anderem, die Umwelt mit 1000 Tonnen CO2 weniger belastet und ganz nebenbei auch 80'000 Pfund spart.

Seit Melanie Winiger für Coop Naturaline wirbt und ganz Hollywood auf einen sorgsameren Umgang mit unseren Ressourcen schwört, fehlt es auch nicht mehr an öffentlichen Vorbildern. Und das Platzen der Immobilienblase sowie das weltweite Börsenchaos haben möglicherweise insofern ihr Gutes, als sie alle, vorab die amerikanische Bevölkerung, zum Sparen und damit auch zu einem nachhaltigeren Lebenswandel zwingen. Es ist nicht erstaunlich, dass Konsumgenossenschaften (sogenannte COOP) in New York und Los Angeles sich vor neuen Mitgliedern kaum retten können. Offenbar führen die momentanen Veränderungen auf den Weltmärkten nicht nur zu einem grüneren Lebensstil, auch zuvor verpönte sozialistische Ansätze werden aus der Mottenkiste gepackt. Glaubten wir uns auf dem alten Kontinent in Klimafragen den Amerikanern weit voraus, vermögen diese uns mit ihrem unnachahmlichen Pragatismus möglicherweise bald zu überholen. Dies nicht so sehr aus einer grünen Gesinnung heraus, sondern weil sich ihr konsumorientierter Lebensstil nicht mehr finanzieren lässt. (sw)

Roth, Philip: Indignation. Roman. Jonathan Cape. London 2008. S. 231.

Zurück zur Jugend
Philip Roth: Indignation. Roman.

■ Der zwanzigjährige Marcus Messner, Sohn eines koscheren Metzgers aus Newark, besucht nach der High School als erster seiner Familie das nahe College. Am anderen Ende der Welt tobt der Korea-Krieg und sein Vater, der Zeit seines Lebens der starke Fels in der Brandung war, wird von der Angst um seinen brillanten Sohn geschüttelt. So sehr, dass Marcus beschliesst, sein Studium an einem weit entfernten College in Utah fortzusetzen. Wenn er sich auch seiner jüdischen Herkunft in keiner Weise schämt, ist er doch enttäuscht, als er in Winesburg in einem Zimmer mit drei jüdischen Zimmergenossen landet. Denn bereits in Newark hat er mit italienisch- und irischstämmigen Studenten Freundschaft geschlossen und war von deren so anderen Familienleben fasziniert. Auch vom Verbindungsleben bleibt er weitgehend ausgeschlossen, lediglich in zwei Verbindungen sind Juden zugelassen - dies nach dem Zweiten Weltkrieg in Amerika. Marcus sieht sich, den Ängsten seines Vaters entflohen, in diesem anderen Amerika mit rigiden Sitten und Bräuchen, welche sein individuelles Leben begrenzen, konfrontiert. Plötzlich scheinen die Befürchtungen seines Vaters, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch nachvollziehbar.

Philipp Roth ist, nach seinen letzten drei Romanen, in welchen der alternde Mann im Zentrum stand, mit dem Protagonisten Marcus Messner zu seinen Anfängen zurückgekehrt. Hat er auf den ersten Seiten die Stimme seines Ich-Erzählers noch nicht ganz gefunden, wird diese über die Länge des Buches zunehemend stärker. Der 75-jährige Autor, der auch in diesem Jahr wieder einer der ganz heissen Kandidaten auf den Nobelpreis gewesen ist, hält einem Amerika, dass bis auf seine Küsten in vielerlei Hinsicht bis heute rückständig ist, erneut den Spiegel vor. Und zeigt uns, dass es auch in den 50er-Jahren noch durchaus ein Kuriosum sein konnte, jung und jüdisch zu sein. (sw)

LITERATUR

in fussgängerlangsamkeit nach wladiwostok

Von Christoph Simon

■ Man lege sich auf die Gästematratze im WG-Wohnzimmer, kratze mit dem Daumen an der Todeswarnung einer Zigarettenpackung und lese dazu Alfons Paquets «Li oder Im neuen Osten». In diesem 1903 entstandenen Reisebericht erzählt Paquet, wie er als 22-Jähriger die soeben fertiggestellte transsibirische Eisenbahn befährt – mit 800 Mark in der Tasche und einem Säckchen schwarzen Pfeffer, bereit, ihn jedem, der ihn überfallen will, in die Augen zu streuen. Es wird Ihnen schwer fallen, auf der Matratze liegend mit Alfons Paquet in die Transsibirische einsteigen zu sehen, ohne dem Wunsch nachzugeben, selbst das Weite zu suchen. (Andererseits: Sucht man wirklich einmal das Weite, bekommt man doch immer nur die schlimmsten touristischen Sehenswürdigkeiten zu Gesicht und lernt nur die falschen Leute kennen, ist doch so.)
Paquets Zug fährt an, und ganz sacht tritt «die nasse schwarzgraue Erde Nordrusslands mit einigen armseligen Hütten in endloser Fläche und zitterigen Birken» vor den Blick des Reisenden. Die Gepäcknetze in seinem Abteil sind vollgestopft mit Koffern und Esskörben, mit Flinten im Futteral, mit Bettzeug, Pelzen und Rucksäcken. Seine Mitreisenden sind ein Pope und ein aufgeschossener junger Mann mit einem Jagdhut. Der Pope ist «ein milder Mann, nur sein Fischvorrat beginnt uns anderen allmählich unangenehm zu werden».

Die Hände im Schoss, schaut Paquet zum Fenster hinaus und lauscht dem dumpfen Rollen unter den Füssen. Das Buch im Schoss, blicken Sie zum Fenster hoch und lauschen dem Sänger, der auf offener Strasse Opernarien singt für Familien, die in der Altstadt ihren Bummel machen.

«Fast mit Fussgängerlangsamkeit» fährt der Zug durch die finsteren Tannenwälder des Ural. Ab und zu hält er vor einem einsamen Stationshaus. Die Passagiere klettern die Treppen herab, spazieren am Zug entlang und betreiben den Sport, jedesmal erst dann einzusteigen, wenn der Zug schon wieder anzieht. In Tscheljabinsk lässt Paquet sein Gepäck aus dem Express herausholen und nimmt den Schlitten in die Stadt. Mannslange Eiszapfen hängen an Dachrändern. In einem Laden verkauft eine Frau Zigarettenspitzen aus Mammutknochen. Eine Zigarette später fährt Paquet mit dem gewöhnlichen Postzug weiter. Einem jener Züge, «die geradewegs auf den leeren Horizont lossteuern, mit der grünen kleinen Flagge am letzten Wagen, die ein bärtiger Kondukteur herausstreckt, bis wir ausser Sehweite sind und eingehen in das geografische Nirwana, Sibirien, den Stillen Ozean des Zaren».

Wie der Bericht ausgeht? Von Wladiwostok reist Paquet per Schiff nach China, wo ihm «hausierende Chinesen mit Ohrenklappen aus Dachsfell und wattierten blauen Jacken» begegnen. Auf dem Weg zurück durch die Mongolei schiesst er Murmeltiere und hetzt Pferde im Altai-Gebirge zu Schanden. Sie erheben sich von Ihrer Matratze und begeben sich in ein vegetarisches Restaurant – mit Pfeffer in der Tasche, bereit, ihn jedem, der Sie unterwegs überfallen will, in die Augen zu streuen.

Paquets «Li oder Im neuen Osten» ist vergriffen. Aber ich habe das Buch. Sie können es sich gern ausleihen, wenn Sie 500 Franken Pfand hinterlegen, mich jeden Abend anrufen und mir mitteilen, wie weit Sie sind, und es binnen einer Woche mitsamt einem sauber getippten Bericht wieder abliefern.

Alfons Paquet: Li oder Im neuen Osten, Rütten & Loening, 1912.

FILOSOFENECKE

Es gibt keinen Grund, sich vor dem Tod zu ängstigen: Solange wir existieren, ist der Tod nicht – und ist der Tod, existieren wir nicht mehr.
Epikur 341-271 a.c.

1.	Epikur ist tot.
1.1	Sein Denken existiert.
2.	Nur, was durch die Sinne erfahrbar ist, hat eine reale Existenz.
2.1	Epikurs Denken existiert nicht.
3.	Vernunft und Logik sind das reine Glück.
3.1	Wider die Angst vor dem Tod.
3.1.1	Vor allem diesseitig.
4.	Das Jenseits kennt nur der Tod.
4.1	Menschen stellen sich das Jenseits vor.
4.1.1	Und auch den Tod.
5.	Es sind die Vorstellungen, die uns ängstigen.
5.1	Stell Dir nichts vor!
5.1.1	Das ist logisch und vernünftig.
6.	Die Grenzen der Logik zieht die Unvernunft.
6.1	Unvernünftig wäre, sie für geringer zu halten als die Vernunft.
6.1.1	Weniger mächtig oder gar seltener.
6.2	Unvernunft regiert die Welt.
6.2.1	Mit Erfolg.
6.2.1.1	An den Crash hie und da gewöhnt man sich.
6.2.1.2	Seine Zufälligkeit scheint einer Gesetzmässigkeit zu folgen.
7.	Dem Widerspruch kommt eine Existenz zu.
7.1	Er ist durch die Sinne nicht erfahrbar.
7.1.1	Nur seine Folgen.
7.2	Die Folge der Existenz ist der Tod.
7.2.1	Sie ist durch die Sinne nicht erfahrbar.
7.2.2	Dem Tod kommt keine Existenz zu.
8.	Es ist unvernünftig, seine Existenz mit der Angst vor dem Tod zu belasten.
9.	Der Tod ist unvernünftig und zufällig.
9.1	Wie die Existenz.
10.	Existenz und Tod sind sich gleich.
10.1	Sie unterscheiden sich nur in der zeitlichen Abfolge.
10.2	Der Tod ist die Zeit los.
10.2.1	Zumindest in unserer Vorstellung.
11.	Stell Dir nichts vor!
12.	Der Widerspruch ist die einzige Wahrheit.
12.1	Seine Existenz ist nur in unserer Vorstellung.
12.1.1	Auch der Tod.
13.	Der Angst vor dem Tod ist logischerweise mit der Vernunft nicht beizukommen.

Beehren Sie Alther & Zingg am Mittwoch, 26. November 2008, um 19:15h im Tonuslabor an der Kramgasse 10, mit Ihrer Existenz.

LESEZEIT

Von Gabriela Wild

■ Es raschelt im Bücherwald. Immer noch und hoffentlich noch lange. Auch wenn auf der diesjährigen Frankfurter Büchermesse das Unwort «E-Book» in aller Munde war. Das E-Book soll uns vorgaukeln, ganz wie das alte Buch zu sein: Man kann es aufklappen und mit Sonderfunktionen Eselsohren machen und Dinge anstreichen und womöglich produziert es auf Wunsch einen Seitenraschel-Umblätter-Sound. Das E-Book wird nicht mehr über den Buchhändler bezogen, sondern beim Grossisten heruntergeladen. Der «content», wie es in der Marketingsprache heisst, besteht nicht nur aus dem Text, er umfasst das ganze Drumherum: Interviews mit dem Autor, Kommentare, Pressestimmen oder gelesene Hörbeispiele. Wird das elektronische Lesegerät eine Revolution oder am Ende doch nur ein Flopp? Alle Badewannenleser werden wie Harry Rowohlt das Ding erst ernst nehmen, wenn es wasserfest ist. Richtige Bücher kann man hinterher wenigstens zum Trocknen auf die Heizung legen.

Wer sich an der Messe während fünf Tagen feiern lassen konnte, war der Gewinner des Deutschen Buchpreises, Uwe Tellkamp. Mit dem voluminösen Werk «Der Turm» hat sich Tellkamp in Thomas-Mannsche, wenn nicht gar Proustische Gefilde geschrieben. In epischer Sprache und dramatischen Szenen entwirft der Autor ein monumentales Panorama der letzten sieben Jahre der DDR. In einem Dresdner Villenquartier schotten sich die Protagonisten resigniert, aber mit Humor, vor dem real existierenden Sozialismus ab. Man macht Hausmusik und betreibt intellektuellen Austausch. Soll man sich der Dresdner Nostalgie ergeben oder ist der Zeitpunkt zur Ausreise gekommen? Teils gestaltend, teils ohnmächtig treiben Tellkamps Helden auf die Revolution von 1989 zu, die den Turm mit sich reissen wird.

Hinreissend ist, dass die Schweiz auch bald einen Buchpreisträger ernennen wird. Drücken wir Lukas Bärfuss die Daumen, dass er der Glückliche ist. Und falls das immer noch nicht geschehen ist, sollte man sich unbedingt seinen Roman «Hundert Tage» zu Gemüte führen. Herbstneuerscheinungen hin oder her. Bärfuss geht vor.

Uwe Tellkam: Der Turm. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2008.

Lukas Bärfuss: Hundert Tage. Wallstein, Göttingen, 2008.

www.kulturagenda.ch

KULTUR & GESELLSCHAFT

alles käse

Von Isabelle Haklar Bild: «Schweizerische Brotinformation SBI»

■ Und plötzlich verspüren wir die Lust, uns um einen Topf zu vereinen und in trautem Beisammensein Brotstücke kreisen zu lassen. Mit der Hoffnung, dass uns ja kein Stückchen von der Gabel rutscht und sich auf dem Boden des Topfes vor unseren gierigen Mündern versteckt. Denn wer will schon nach dem Fondue-Plausch für die ganze Truppe verklebte Schälchen putzen und Reste aus dem Pott kratzen?

Doch dem Putzen und Kreisen geht bekanntlich ein sorgfältiges Vorbereiten voraus. Es gilt, die richtige Mischung zu finden, fernab der Regale von Migros und Coop, keine Frage, und diese dann im richtigen Masse mit Wein und Maizena zu vermengen. Kein leichtes Unterfangen, wahrlich nicht. Denn gibt man zuviel Wein hinzu, schmeckt man nur diesen, und wer eine zu grosse Menge an Maizena in den Topf kippt, dem bleiben die Gäbelchen später senkrecht in der Käsemasse stecken. Und dann muss auch noch Brot gesäbelt werden; ein, zwei Kilo, je nach Hunger und Anzahl der Gäste. Am besten ein Gemisch aus Weiss- und Ruchbrot, damit für jeden Gusto etwas dabei ist. Natürlich braucht es auch noch Tee, um die Klumpenbildung im Magen auf ein Minimum zu reduzieren. Mittlerweile habe ich herausgefunden, dass sich ein indischer Chai am besten eignet. Auch die Zigarette danach ist zu empfehlen und wirkt wahre Wunder. Beides mindert zudem noch den etwas hartnäckigen Echalotten-Beigeschmack.

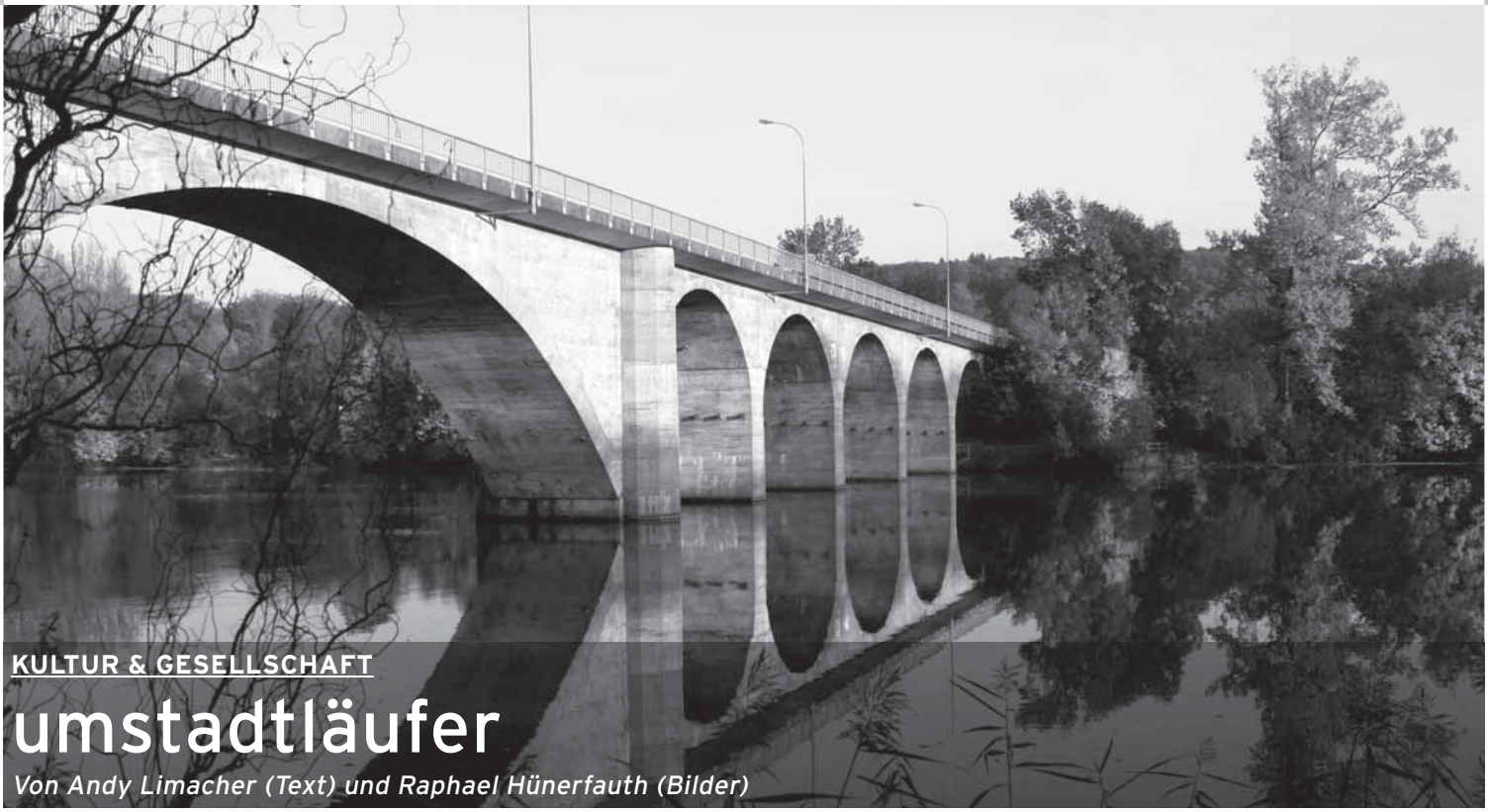
Erst nach all diesen Vorbereitungen, die die Vorfreude auf ein kaum erträgliches Level schrauben, kann man sich um den dampfenden Topf gruppieren, eine Handvoll Brotquadrate auf dem Teller zurechtlegen und mit dem traditionellen Schweizer Mahl beginnen.

Wunderbar. Ein Essen, das länger andauert, als die vorangehende Zubereitung, das einen vergessen lässt, dass der Sommer uns längst verlassen hat und wir morgen wieder zur Arbeit müssen. Ein Essen, das einfach jedem mundet – Vegetariern inklusive.

Doch ladet nie montags zu einem Fondue, ohne bereits am Samstag die wichtigste aller Zutaten, den Käse, gekauft zu haben. Denn montags bleiben die Türen des «Chäsbueb» den ganzen Tag verschlossen. Für eine Enttäuschung und Missstimmung am Tisch wäre somit bereits im Voraus gesorgt, wenn es statt des angekündigten Fondues plötzlich Spaghetti Bolognese mit Nüsslersalat gibt. Auch ein mit Liebe zubereitetes Dessert vermag solch einen Fauxpas nicht wieder gut zu machen.

Ist das Essen jedoch gelungen und alle Gäste längst auf dem Heimweg, schwebt in der Gastgeberwohnung lange noch ein Hauch von Erinnerung an den geselligen Abend.

Zufrieden und mit einem leichten Ziehen in der Magengegend steige ich in mein Nachtgewand und werde urplötzlich vom Schlaf übermannt, einem göttlichen, tiefen Schlaf, der mich schon vom nächsten Käse-Event träumen lässt: Dem Raclette.



KULTUR & GESELLSCHAFT

umstadtläufer

Von Andy Limacher (Text) und Raphael Hünerfauth (Bilder)

■ Nr. 47 // Fünfte Etappe. Auf dieser Etappe des Grenzgängers wandern wir auf Gemeindegebiet von Bremgarten, Kirchlindach und Wohlen und sind dabei nie mehr als 300 Meter von der Stadtgrenze – inmitten der Aare – entfernt. Der Flussverlauf hat den Norden Berns jahrhundertelang geprägt: Fünf Brücken und Stege auf wenigen Kilometern Wegstrecke zeugen davon, wie wichtig es war und ist, Grenzen überschreiten zu können.

Die erste Möglichkeit dazu bietet sich uns bei der Felsenaubrücke, die Bern mit Bremgarten verbindet. Bis 1928 sorgte hier eine Fähre für den Personentransport zwischen dem nördlichen Hinterland und der Stadt – die Fährstrasse auf Berner Boden zeugt noch heute davon. Später erstellte man eine Holzbrücke; seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts gelangt man auf Beton über die Aare.

Seit unserer letzten Tour haben sich die Bäume endgültig rot und gold gefärbt. Die Aare hat sich beruhigt und durch den niedrigen Wasserstand gegenüber der Felsenau-Brauerei eine Kiesbank freigelegt. Die Buddha-Statue, die in einer Einkerbung des Sandsteins ein paar Meter über dem Boden eines privaten Gartens thront, widerspiegelt die Ruhe dieses Herbsttages; wir nutzen die Gelegenheit zum Schiefern.

Wir passieren den 1921 erbauten Seftausteg beim Kraftwerk und bleiben kurz darauf bei den Gärten an der Ländlistrasse hängen. Hier ist jedes Stück Land ein kleines, gepflegtes Paradies. Eine Anwohnerin erzählt uns von Enten, die beim Hochwasser den Salat aus dem Garten pflückten und zeigt uns den Biberfrass an einem Busch. Sie wohnt seit vierzig Jahren hier und hat einiges erlebt. Wir glauben es: Hundert Meter weiter hat ein anderer Bewohner die Pegelstände von 1999, 2005 und 2007 markiert und Massnahmen getroffen – eine neue Hochwasserverbauung soll den Garten mit seinen mindestens hundert Topf-Kakteen künftig schützen. Pflanzen aus den Trockenzonen dieser Welt in einem eigentlichen Feuchtgebiet, geht es mir durch den Kopf. An manchen Stellen reiht sich ein Boot ans andere. Auf einem davon finden wir Laub der letzten zwei Jahre, eine Packung Paprika-Chips aus dem Denner, zwei Dosen Export-Bier und rund 10'000 fliegende Ameisen. Früher haben Boote in dieser Gegend eine entscheidende Rolle gespielt: Bis zum Bau der Neubrücke in den Jahren 1534/35 waren sie die einzige Verbindung zur Stadt. Nach ihrer Fertigstellung wurde der Fährbetrieb nach und nach eingestellt; seitdem haben Boote höchstens eine romantische Bedeutung für Hobby-Kapitäne.

Wir erreichen die Neubrücke, eine Holzkonstruktion mit Ziegeldach, bei der die Grenzen von Bern, Kirchlindach und Bremgarten zusammenlaufen. Als der motorisierte Verkehr aufkam, genügte auch diese nicht mehr: Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wurde deshalb nur 700 Meter flussabwärts die Halenbrücke erstellt. Sie ist knapp 240 Meter lang und war eine der ersten Brücken der Schweiz, die aus armiertem Beton gefertigt wurde.

Wir legen eine kurze Pause ein und beobachten einen Fischer, der gemütlich flussabwärts rudert. Angesichts der Idylle ist es kaum vorstellbar, dass auf der anderen Seite der Aare bereits die Stadt beginnt.

Im breiten Tal bei Vorderdettingen – zwischen Mettlenwald und Aare – kündigen die Krähen den Winter an. Im Tobel des Glasbaches verlassen wir Kirchlindach und betreten Hinterkappelen, das zu Wohlen bei Bern gehört. Wir markieren die Gemeindegrenze, an die sich der Glasbach nicht im geringsten hält. Nur wenig später tauchen im Gegenlicht die Hochhäuser des Kappelenrings auf.
Wir folgen dem Weg zurück an die Aare runter und verweilen für einen Moment beim Stägmattsteg. Früher befand sich an dieser Stelle die alte Kappelenbrücke, eine nur vier Meter breite Holkonstruktion, Bindeglied zwischen Hinterkappelen und Bern. Sie wurde nach der Eröffnung der neuen Brücke im Jahre 1920 abgerissen.

Wir geniessen die Spiegelung der Kappelenbrücke in der Aare. Dieser Ort markiert einen Wendepunkt auf unserer Expedition: Nach gut 28 Kilometern Stadtgrenze in fünf Etappen haben wir die Hälfte unseres Abenteuers hinter uns. Brücken werden wir ab hier keine mehr sehen, zumindest nicht solche, die über die Aare führen. Nach wenigen hundert Metern werden wir das nächste Mal die Flusslandschaft verlassen und der Stadtgrenze durch den Riederenwald folgen, zwischen Frauenkappelen und Bern. Dann, wenn wir über die Äcker stapfen werden, liegt vielleicht schon Schnee.

Mehr Fotos der Expedition unter:
www.tink.ch/bernaround

KULTUR & GESELLSCHAFT

putzlappen und gummihandschuhe

von Peter J. Betts

■ «Putzlappen und Gummihandschuhe... – sie waren meine Begleiter während meiner Hotelpraktikantinnenzeit im Januar», schreibt Gabriela Kaegi, seit fünfundzwanzig Jahren Musikredaktorin und Moderatorin bei Radio DRS 2, und fährt dann fort: «Und ein kleines digitales Ding, handlich, unkompliziert, das genau in die Tasche meines Arbeitkittels passte...» Dies zu ihrer Ausstellung «BITTE AUFRÄUMEN» – intime und anonyme Bilder aus einer anderen Welt (24. Juli bis 19. September 08, im Foyer des Studio Basel). Also: Vorbei und demzufolge uninteressant? Oder: Zwar vorbei, aber ein bleibendes Zeichen? Sie sei KEINE FOTOGRAFIN, wie sie betont und versichert, scharfe Bilder seien ein Geschenk, Unschärfe entspreche der Situation, Zimmermädchen hätten anderes zu tun, als für das gute Sujet den optimalen Kamerastandort zu suchen. Ich kenne nicht ganz unrenommierte Fotografen, die genau diese Machart(?) als ihr Markenzeichen ausgeben. Falls Sie sich an den einen oder anderen meiner Essays im ensuite - kulturmagazin erinnern, wissen Sie, dass eines meiner kulturpolitischen Hauptanliegen der Einbezug von Kulturschaffenden bei öffentlichen Aufgaben ist (PolitikerInnen und Fachabteilungen der Verwaltung tun sich damit in gleicher Weise und Konsequenz und mit beachtlichem Erfolg schwer). Allerdings gibt es private Betriebe, Arbeitsteams, Forschungsgruppen, die den Einbezug seit eh und je pflegen und entsprechend überzeugende Produkte hervorbringen. Die Privatstiftung mit Sitz in Deutschland, «Internationale Stiftung zur Förderung von Kultur und Zivilisation» beispielsweise, hat drei Hauptziele: Fördern von Kunst und Kultur; Weiterentwickeln der Zivilisation hauptsächlich durch das Humanisieren des Strafvollzuges und durch Massnahmen, die Straffälligkeit präventiv vermindern, «Amnesty National»); Verbessern der Lebensbedingungen älterer Menschen. Bei ihren Projekten stehen Kulturschaffende als Agierende im Zentrum, auch ohne Rampenlicht. Einzelinitiativen sind offenbar ebenfalls möglich, wie Gabriela Kaegi zeigt. Sie hat als Praktikantin während ihren Ferien zwei Monate lang in einem Hotel in Luzern gearbeitet: «... weil Hotels mich faszinieren; weil die Arbeit bei Dienstschluss zu Ende ist; weil es mich interessiert hat, wieder mal Anfängerin in einem Team zu sein». O.K.: Es hat zu einer Ausstellung geführt, aber das war wirklich nicht geplant, «nur» ein Nebenprodukt; ein gestalterischer Mensch wird eben gestalten, beispielweise eine Ausstellung, die die Inszenierung des mit dem Blick von aussen Erlebten ist und damit ein Weg, Erlebtes weiterzugeben, damit andere daraus Erlebnisse finden, die ihrerseits zu Gestaltung führen und so weiter und so fort. Kreativität hat Schneeball-Wirkung. Objektiv betrachtet sind das ja vorerst alles höchst ich-bezogene Motive (Gibt es letztlich andere, die zugleich auch glaubwürdig wären?). Einerseits gibt es eine Unmenge, in der Ausstellungsgestaltung inszenierte, Spuren von Abwesenden, wie sie eben das Zimmermädchen vorfindet, wenn die Gäste anderswie, anderswo beschäftigt sind: Unterschiedlich zerknüllte Laken erzählen von sehr unterschiedlichen Reisen durch die Nacht; Babydoll, Nachthemdchen, Pyjama: Als verlassene Knäuel auf die nächste Nacht wartend; neugierig und rasch geöffnete Geburtstagspost zurückgelassen, bevor das Geburtstagskind wohl in offiziellerem Rahmen anstösst: Ein Taschenbuch von Truman Capote, «Luzärner Rägetropfe», die Karte von Hans, Packpapier...; die Palette von Toilettenartikeln im flüchtig geöffneten Beauty-Case oder im Necessaire oder, geordneter, auf dem Tablar; Schlachtfelder mit mehr oder weniger verspeisten, aufs Zimmer servierten Köstlichkeiten, darunter der traurige, angefressene Apfel; Einblicke in Waschbecken vor dem Einsatz des Zimmermädchens; achtlos oder sorgfältig deponierter Schmuck; eine Igelchen-Landschaft verschiedenster Massagebürsten; Überbleibsel der Morgentoilette von den Wattestäbchen bis zum weggeworfenen Strumpfhosenbeutel; Schuhe, paarweise parallel hingestellt oder rasch irgendwie hingeworfen (sogar sorgfältig ausgerichtete Schuhspanner: Liebevoll geschaffene Holzskulpturen); der offene Laptop mit dem Fläschchen Dôle du Valais daneben; der Trinkgeld-Fünfliber mitten auf der karierten Dankesnotiz an das Zimmermädchen... Bilder: Ausgangsorte, Geschichten zu erfinden, die Betrachtenden werden zu phantasievollen Erzählerinnen und Erzählern, die betrachteten Katalysatoren zaubern die Unbekannten in den Kreis persönlicher Freundinnen und Freunde. Eine grossartige Verbindung von Neugierde, Interesse und Diskretion: Viel Intimität, absolut kein vulgärer Voyeurismus. Der zweite, wohl ebenso wichtige Teil zeugt von den Menschen, die die Praktikantin während ihrer Arbeit im Hotel umgeben, beraten, beeindruckt, berührt, gefordert, gefördert, angewiesen haben. Allen hat Gabriela Kaegi am Schluss im Zimmer 117 auf dem Kanapee erzählt, was sie jeweils von ihnen in zwei Monaten erfahren oder gelernt hatte: «... von Monique, dass auch im engsten Arbeitsplan ein Schlupfloch zu finden ist; von Carsten, dass es in jeder Gaststube einen Dirigenten braucht; von Dolores, dass auch zwanzig Jahre Lingerie eine Karriere sind; von Marlene, dass auch die Praktikantin nicht in Panik geraten muss; von Jean-Pierre, dass Felsen nicht in der Brandung, sondern besser in der Réception stehen; von Ruth, dass Bardamen nicht a priori über Netzstrümpfe, aber über ein Netzwerk verfügen; von Maria, dass man als Zimmermädchen täglich ans KKL blickt und doch nie drinsitzen wird; von Frau Moser, dass man in der Gaststube nicht immer lächeln muss; von Abriza, was Schamhaar auf portugiesisch heisst; von Sonja, wie man mit einem einzigen Putzlappen ein ganzes Badezimmer sauber kriegt...» Nachträglich abstrakt formulierte Weisheiten und Einsichten, zusammengefasst als Bildlegenden. Die zwei Monate waren für die Künstlerin eine Reise in eine andere Wirklichkeit: Nicht – wie als Journalistin gewohnt – als Interviewpartnerin, sondern als Teil dieser Wirklichkeit mit den Kollegen und Kolleginnen aus Gaststube, Küche, Lingerie, Direktion, Réception... Natürlich gibt es Klischees oder Scheingemeinplätze: Etwa, dass Köche auch zu sehr später Stunde für hungrig gewordene Gäste Koteletten braten, oder dass Portiers alles wissen, aber nichts sagen. Hier zusätzlich ein Gemeinplatz meinerseits: Das halbe Leben besteht aus Klischees. Was meinen Sie? Natürlich gibt es Aussagen mit Märchencharakter: Unter dem Arbeitskittel verbirgt sich «the sexiest of girls». Aber ehrlich: Wer könnte ohne die Kraft von Märchen, den Glauben an Aschenputtels Lohn noch getrost auf eine Zukunft hoffen? Einerseits hat es wohl die Künstlerin gebraucht, die Weisheiten in den selbstverständlichen Lebenshaltungen zu sehen und die Zusammenfassung zu formulieren. Anderseits hat auch die andere Seite gelernt. Ich idealisiere nicht im Sinne, dass Gabriela als Fee auf Besuch alle, von Monique bis Sonja, verzaubert hat. Aber alle haben sie beidseitig auf eine ungewohnte Weise Wesentliches ausgetauscht. Alle, die Betrachtenden inbegriffen, haben einen Kreativitätsschub erfahren. Auch die Redaktorin für ihren Job bei DRS 2. Aber: Es war ebenfalls nötig, dass jemand im Studio Basel das Potential des Vorhandenen erkannt hat. Wie endet Bert Brechts «Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration»? «Aber rühmen wir nicht nur den Weisen / Dessen Name auf dem Buche prangt! / Denn man muss dem Weisen seine Weisheit erst entreissen. / Darum sei der Zöllner auch bedankt: / Er hat sie ihm abverlangt.» Einbezug Kulturschaffender in die Alltagsrealität heisst Austausch: Wer hat die Rolle des Weisen, wer jene des Zöllners? Das verändert sich immer.

CARTOON

www.fauser.ch

VON MENSCHEN UND MEDIEN

ein leben nach dem fernsehen

Von Lukas Vogelsang

■ Ich gestehe es, ich habe die Szene nicht einmal im Fernsehen gesehen, sondern nachträglich auf www.youtube.ch. Ich schaue generell kein Fernsehen mehr und muss daher nicht mehr darüber herziehen. Nicht so, wie der alte Marcel Reich-Ranicki, der den Deutschen Fernsehpreis hätte erhalten sollen und diesen jetzt nur anstands- und altershalber zu Hause stehen hat. Der alte Mann konnte sich ja kaum dagegen wehren.

Dabei ist Marcel Reich-Ranicki ganz einfach ehrlich gewesen. Er hat auf der Bühne in der Live-Sendung des Fernsehpreises ganz einfach gesagt, was ein 88-jähriger über das Fernsehen denken muss. Einer, der das Fernsehen in seiner ganzen Entwicklung miterlebt hat. Einer, der vom Schwarz-Weiss-Denken den Schritt zur Farbe miterleben konnte. Einer, der das Wort «Fernsehserie» erst miterfinden musste. Erinnern wir uns doch an die alten Wochenschau-Kinos, womöglich noch mit Pianobegleitung. Ok, das ist jetzt etwas sehr nostalgisch. Aber wer von da den Schritt zum heutigen TV-Programm macht, muss krank werden. Zwangsläufig.

Und da stand also dieser Marcel Reich-Ranicki, ein Literaturliebhaber (seine Sendung heisst «Das literarische Quartet») und schockte die ganze Promi-TV-Gesellschaft und vor allem deren DirektorInnen. Zunächst hielt man seine Preis-Ablehnung für einen Witz. Man grinste und kicherte nur. Ein paar wenige ältere Herren und Damen grinsten nicht – auch nicht, als der Saal applaudierte und klar war, dass Reich-Ranicki allen die Hosen runtergezogen hatte. Das hat mich beeindruckt. Diese älteren Menschen hatten – so denke ich – ein Licht gesehen und ich glaube, es war sowas wie Dankbarkeit und Verständnis in ihren Augen. Das kann man nicht mit Lachen und Klatschen – und mit Kaugummi im Mund (!) – einfach wegstecken. Dieses lärmige Gezappel folgte nicht aus Respekt, sondern aus Hilflosigkeit.

«Es ist unglaublich, dass so etwas gesendet wird», so der alte Literaturmann zu den prämierten Fernsehsendungen. Er, der noch eine der wenigen Sendungen im deutschsprachigen Raum produzieren darf, die spätnachts die letzten Intellektuellen über Wasser halten. Die Fernseh-DirektorInnen sehen sich sowas sicher nicht an. Für sie ist ein alter Reich-Ranicki nur eine gute Rechtfertigung für den restlichen Mist, den sie über den Sender lassen – billig eingekauft oder billiger produziert. Reich-Ranicki ist Pensionär mit einem spannenden Hobby – der kostet nicht mehr viel. Und Fernsehen ist ein Geschäft, kein Bildungsprogramm. Fernsehen muss rentieren, nicht informieren. Wenn wir die Wetterprognosen sehen, müssen wir gut unterhalten sein. Da spielt es keine Rolle, dass wir überhaupt nicht verstehen, wovon der junge Schnösel vor dieser Kamera eigentlich spricht. Vom Wetter sicher nicht.

Quoten, Leser- oder Zuschauerwünsche – das ist die grosse Lüge der Medienbetriebe. Der Trick ist ja einfach: Die Fernsehgesellschaften (und das gilt übrigens auch für Radio- und Printmedien) lassen uns nur scheinbar wählen. Das Angebot besteht aus Müll 1, Müll 2 und Müll 3 – bitte wählen sie. Und weil das Publikum Müll 2 wählt, weil nichts anderes noch schlechter ist, erzählt man uns: «Das Publikum wünscht Müll 2.» Niemand erzählt uns, dass die meisten Medienstudien schon längst eingestellt worden sind und kaum noch ernst zu nehmende Qualitätsdaten aufweisen. Es wäre schon längst fällig, dass mehr Menschen sich öffentlich über diese Massenverblödungsintrumente auslassen. Dafür bräuchten wir eigentlich nicht Pensionäre. Wann wurden Sie zum Beispiel ernsthaft zu einem Medium befragt, nach Inhalt, Qualität, Erwartungen, Wünschen? Niemand erzählt uns, wie viele Menschen wirklich bei Studien mitmachen oder wie viele bei Quotenerhebungen wirklich gefragt worden sind; die meisten sind ja nur Hochrechnungen. Und diese werden FÜR die Fernsehbranche gemacht, damit die Werbung weiterhin Geld investiert.

Ich wünsche mir viel mehr Reich-Ranickis. Menschen eben, die den Mund aufmachen und sagen, was sie wirklich denken. Solche, die keine Angst haben, dass sie nicht mehr «dazugehören» könnten, weil sie ihre Meinung sagen. Menschen, die eigentlich verzweifeln an unserer «Ach-so-Sauglattomania». Eben, wie Reich-Ranicki: «Ich dachte mir, was mach ich hier. Schliesslich kam ich dran, weil ich gesagt habe, ich geh jetzt weg. Nein, nein, sagte der Intendant, um Gottes willen, machen Sie uns keinen Skandal!»

SENIOREN IM WEB

Von Willy Vogelsang, Senior

■ Senioren für Senioren, das ist das Motto der Internetseite seniorweb.ch, der grössten Internetplattform für die Generation 50+ der Schweiz. Für deren Inhalte sorgen ausschliesslich freiwillige, ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sozusagen an der Front. Als redaktionelle Autoren verfassen sie Artikel für die verschiedensten Rubriken und Themen. Eine Gruppe von Korrektoren steht bereit für das Gegenlesen und Ausmerzen von Druckfehlern. Editoren sorgen für die Formatierung und Aufschaltung auf die Startseite oder unter das entsprechende Thema. Langjährige, erfahrene Benutzer stellen sich zur Verfügung, an Messe- und Informationsständen die Besucher zu informieren. Ein Netz von Supportern für die Bedienung von Computer und Internet ist im Entstehen begriffen.

Selbst die Geschäftsführung arbeitet ehrenamtlich. Ein rühriger Präsident wird nicht müde, immer wieder neue Partner zu besuchen und zu gewinnen; der Content-Manager tüftelt immer neue Techniken aus, um den Herausforderungen der Zeit mit entsprechenden Angeboten gerecht zu werden. Der Administrator kontrolliert auf dem eigenen PC zu Hause die Registrierung der Teilnehmer und besorgt die Buchhaltung. Der Chefmoderator betreut die Verantwortlichen für die Foren. Die stellvertretende Leiterin der Geschäftsführung, selbst Familienfrau und Grossmutter, koordiniert die Veranstaltungen der regionalen Gruppen und unterstützt sie in ihren Aktivitäten an realen Treffen und Unternehmungen. Als sogenannte Personalchefin sorgt sie – neu mit der Unterstützung einer Fachfrau für Personalverwaltung – für den effizienten und gezielten Einsatz aller, die sich als Mitarbeiter zur Verfügung stellen. Ein Knopf auf der Navigationsleiste der Webseite führt übrigens zur Anmeldung!

An einer kürzlich durchgeführten Mitarbeitertagung sind erfreulich viele neue Köpfe und Namen aufgetaucht, die mithelfen wollen, in Teams und Projekten mitzuhelfen. Der Aus- und Weiterbildung wird darum künftig erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. Sie dient auch dazu, dass sich die Teams persönlich begegnen und kennenlernen können. Dennoch ist seniorweb.ch kein Einheitsbrei. Die Impulse und Beiträge kommen in erster Linie von aussen, aus allen Bereichen und Landesteilen, sogar von ausserhalb unserer Grenzen!

Das Angebot ist sehr vielseitig und deshalb auf den ersten Blick verwirrend. Doch hat jeder Leser und Benutzer bald einmal seine Trampelpfade gefunden, die ihn an die interessanten Themen heranführen. Dann wird es spannend! Lassen Sie sich überraschen!

www.seniorweb.ch

KULTUR & GESELLSCHAFT

das lächeln

Von Rebecca Panian

■ «Es ist was es ist, sagt die Liebe.» Das zumindest behauptet ein Gedicht von Erich Fried, das mir persönlich sehr gut gefällt. Sie ist also was sie ist – die Liebe. Ja, das ist sie wohl, das verrückte Ding. Aber obwohl ich weiss, dass Liebe «ist» und bleibt und geht und kommt und springt (also sehr aktiv ihr Dasein kultiviert), bin ich trotz allem immer wieder überrascht, wie sie funktioniert und vor allem wann. Während ich hier sitze und schreibe, ist mein Mund zu einem konstanten Lächeln gerformt, und es ist nicht wegzukriegen. Unglaublich. Warum? Tja....

Überrumpelt Heute Morgen musste ich dringend einige Dinge einkaufen, da ich wieder einmal für meine Eltern kochen wollte. Hab ich das jetzt wirklich geschrieben? Ich kann nämlich gar nicht kochen oder besser, ich mache es nicht gerne, aber das ist eine andere Geschichte. Zurück zum Thema: Ich bin also heute früh mit ungewaschenen Haaren, kaum geschminkt in die Migros gewandert. Die heilige Migros. Wie immer war ich völlig vertieft in meine wahnsinnig spannende Einkaufsliste, hab sie rauf und runter studiert und bin dabei ziemlich ziel- und planlos im Laden herumgeirrt, als ich plötzlich vor den Salatköpfen stand. Oh gut, dachte ich. Zumindest schon mal etwas abhaken auf meinem Zettel. Kurz aufgeschaut, welchen der Köpfe ich denn in mein Körbli legen soll, sah ich plötzlich aus dem Augenwinkel einen jungen Mann. Hübscher Kerl, dachte ich im ersten Moment. Doch als ich genauer hinschaute (hier sei zu erwähnen, dass meine lieben Augen in die Ferne leider nachlassen...) traf mich fast der Schlag: Diese Augen?! – Oh Gott! Die Erkenntnis: Meine erste grosse Liebe stand direkt vor mir und sah mich an, zwischen Salatköpfen und Kühlregal. Wahnsinnig romantisch. Das letzte Mal, als ich ihn gesehen hatte, waren wir uns zufällig abends auf einer Strasse über den Weg gelaufen. Der Haken: Ich war erstens mit meiner Mutter unterwegs, und zweitens mussten wir zu einem Kurs hetzen. Also keine Zeit für schnulziges «In-der-Vergangenheit-Schwelgen». Da standen wir also in den Gängen der Migros, beide mit sexy grünem Einkaufskorb bewaffnet.

Was wäre gewesen wenn... Eigentlich hätte ich ihn direkt fragen wollen, warum er mich damals, als wir etwa um die vierzehn Jahre alt waren, nie geküsst hat. NIE. Nicht einmal den Hauch eines Versuchs hatte er gestartet. NADA. Ich aber auch nicht, muss ich leider gestehen. Doch dann schoss mir durch den Kopf (zum Glück), dass es für eine solch gewichtige Frage wohl wahrlich nicht der richtige Ort und Zeitpunkt war. Also, einen Gang zurückschalten und erstmal fragen, was der ehemalige Angebetete denn heute so treibt. Übrigens hat da das penetrante Lächeln angefangen. Wollte ich nur erwähnt haben.

Seine ganze Art hat mich begeistert, wie er so da stand, scheu, verwirrt (ich glaube ich habe ihn erschreckt) – einfach süss. Und seine Augen. Hab ich die schon erwähnt? Seine Augen, noch immer wie damals, funkelnd und faszinierend strahlten sie, wie zwei tiefschwarze Perlen. Verzeihung, ich schweife ab. Jedenfalls haben wir uns sehr nett unterhalten. Hier meine ich mit nett übrigens nicht «war ok, aber...», sondern ich gebrauche dieses Wort hier in seiner ursprünglichen Bedeutung, ohne den gängigen, eher negativ besetzten Nebengeschmack. Etwas seltsam war es allerdings, als wir zufällig gemeinsam durch die Regale pilgerten auf der Suche nach Nahrung – fast wie ein Pärchen. Mein Lächeln hielt sich unverändert. Dann, kurz vor der Kasse, trennten sich unsere Wege. Ich war ein bisschen enttäuscht, hätte ich doch gerne noch mehr aus seinem Leben erfahren, und ich hätte ihm wirklich gerne noch gesagt, dass er meine erste grosse Liebe war. Da stand ich also, in meinem Kopf lief ein Kino der Vergangenheit ab. Das Lächeln, noch immer da. Als ich meine Sachen in der Tüte verstauen wollte, sah ich ihn wieder. Er stand eine Kasse weiter und tütete ebenfalls seine klar erkennbaren Single-Mann-Junk-Food-Lebensmittel ein. Uiui, mein armes Gesicht. Das Lächeln war nicht wegzukriegen. So verliessen wir also die Migros gemeinsam. Schön. Draussen konnte ich mir das drinnen vor Augen Geführte nicht mehr länger verkneifen, wohl wissend, dass unsere Wege sich in ein paar Minuten trennen würden. So legte ich kurz verstohlen meinen Arm auf seine Schulter und sagte: «Wusstest du eigentlich, dass du meine erste grosse Liebe warst?». Ich glaube, in dem Moment glühte mein ganzer Kopf und das Lächeln strahlte. Er: „Und du standest bei mir auch ganz oben." Verlegenes Teenie-Lachen auf beiden Seiten. Herrlich. Und dann kam die Kuss-Sache. «Und warum haben wir uns denn nie geküsst?» Wieder verlegenes Weggucken seinerseits. «Das habe ich mich auch oft gefragt.» Was wäre gewesen, wenn wir es gewagt hätten? Ja was? Beide schwelgten in der Vergangenheit, wussten aber keine Antwort auf die Frage – und vielleicht ist es auch besser, dass sie unbeantwortet blieb.

Noch nie hatte ich ein solch intensives Flashback erlebt. Ich war wieder 14, stand vor meiner Haustür und wartete darauf, dass ich geküsst werde.

Verrückt: Eigentlich wollte ich ja nur von meinem nicht enden wollenden Lächeln berichten. Ein ungemein schönes Phänomen. Und wann haben Sie das letzte Mal so gelächelt?

KULTUR & GESELLSCHAFT

wandernde geschichten

Von Bettina Hersberger Bild: Hubert Neidhart

■ Beim Betreten des Ausstellungsraums sticht eine grosse rot-weisse Decke, drapiert über einen Kleiderständer, ins Auge. Das angeheftete Schild weiht den Betrachter ein. Es handelt sich um eine Beschneidungsdecke, hergestellt aus synthetischem Material, erworben in einem südafrikanischen Supermarkt. Neben dem Kleiderständer lehnen zwei verzierte Kampfstöcke an der Wand. Beschneidung und Kampf – zwei bezeichnende Symbole als Auftakt zu einer Ausstellung über Nelson Mandela im Berner Käfigturm.

Drei Monate vorher: Der Berner Ausstellungsmacher Simon Haller und der Co-Leiter des PolitForum des Bundes Michael Fritsche machen sich auf den Weg nach Kapstadt. Beauftragt von der südafrikanischen Botschaft in Bern, verfolgen Haller und Fritsche die Spuren des südafrikanischen Freiheitskämpfers Nelson Mandela. Zum Anlass seines 90. Geburtstags organisieren sie eine Wanderausstellung über sein Leben. Dabei ist von Anfang an klar: Die Ausstellung soll vor allem die Perspektive des Protagonisten zeigen. Als Grundlage dient seine Autobiografie «Der lange Weg zur Freiheit».

Zurück in Bern mit einem Koffer voller Exponate und einem Herzen voller Eindrücke aus Südafrika, beginnt Simon Haller mit dem Aufbau der Ausstellung. «An einem solchen Projekt wirken viele Leute mit. Als Projektleiter muss ich sämtliche Fäden in der Hand halten und schauen, dass ich kein Gnusch im Fadechörbli bekomme.» Viel Zeit bleibt nicht. Das Budget ist begrenzt. Es braucht ein System, das funktioniert. Haller konzipiert einzelne Elemente, die einfach zu handhaben und vielseitig nutzbar sind. Aus ökologisch vertretbaren Materialien selbstverständlich. Rasch und unbeschadet müssen die Elemente auf- und abgebaut und transportiert werden können – von einer Stadt zur anderen. Nach der ersten Station im Palais des Nations in Genf ist die Ausstellung nun in Bern zu sehen.

Die Fenster im Käfigturm sind abgedunkelt mit schwarzem Papier, die Leuchten der Schaukästen werfen ein gedämpftes Licht in den Raum. Architektonisch strukturiert, losgelöst vom Baustil der historischen Räume, reihen sich Ausstellungselemente aus Wabenkarton und Holzfaserplatten aneinander. In einer eher nüchternen, jedoch legendenumwobenen Atmosphäre macht sich der Besucher auf den Weg Nelson Mandelas. «Eine Ausstellung ist nicht ein vergrössertes Buch. Sie soll dem Betrachter ermöglichen, eine Sensibilität für das Thema zu entwickeln», erklärt Haller. Wichtig ist ihm, Emotionen zu wecken, Berührungspunkte zu schaffen. «Der Besucher soll sich wiederfinden in der Ausstellung.»

Die Nelson-Mandela-Ausstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie malt Bilder von wichtigen Lebensepisoden auf einem steinigen Weg. Wo Bildmaterial und Relikte fehlen, baut Haller Brücken mit Szenen aus einem Comic-Band über Mandelas Leben. Er kombiniert verschiedene Erzählebenen miteinander. Textblöcke, Bilder, Filmausschnitte, Objekte, Kleidungsstücke mit Symbolcharakter. So findet man an einem Kleiderständer ein Jackett, das aus Mandelas Garderobe stammen könnte. Neben dem Ständer steht ein alter, weitgereister Koffer, gespickt mit Aufklebern: Marokko, Nigeria, Tansania,... Hier hat eine Brockenstube aushelfen müssen, da Originalrelikte nicht aufzutreiben waren. Kleidungsstücke spielen eine zentrale Rolle. Mandela – ein stolzer Mann, der seine Ziele mit unerschütterlicher Ausdauer verfolgt – legt Wert auf Kleidung und gute Manieren. Als er Präsident von Südafrika wird, hängt er seinen Anzug an den Nagel und beginnt, bunte Hemden zu tragen. So sei er dem Volk näher. Die so genannten Madiba-Hemden werden zu seinem Markenzeichen.

Eine nachgebildete Gefängniszelle von vier Quadratmetern ohne Fenster vermittelt dem Besucher für einen kurzen Augenblick das Gefühl extremster Begrenzung. Gefangenschaft für die Freiheit. 27 Jahre seines Lebens verbringt Mandela in Gefangenschaft, 18 Jahre davon in einer Zelle, die gerade viermal so gross ist wie eine Telefonzelle. Aber die Geschichte geht weiter. Mit unbeugsamem Willen hält Mandela durch bis zu seiner Freilassung, um dann sein Volk in die Freiheit zu führen. Schritt für Schritt.

Leicht geht der Besucher von Kasten zu Kasten, von einem Textblock zu einer Filmsequenz, erfährt die Spannung zwischen Tradition und Auflehnung, zwischen Unmenschlichkeit und Pathos, zwischen Martyrium und Befreiung. Simon Haller will mit seinen Ausstellungen Geschichten erzählen. Über Nelson Mandela sagt er: «Mandela hat ein Ideal, das er nie aufgegeben hat. Ein Ideal, das jeder Mensch versteht: Freiheit und Gleichheit. Dass er dafür Leid und Entbehrung in Kauf genommen hat, gar bis zum Tod gegangen wäre und dabei so menschlich und bescheiden geblieben ist, lässt ihn so übermenschlich wirken.» Eindrücklich und nachvollziehbar baut Haller die Geschichte auf. Sie malt nicht schwarz-weiss. Ganz im Gegenteil: Sie erzählt das Leben eines tief beeindruckenden Mannes in seiner ganzen Farbigkeit. Mitsamt all den Schatten, die seinen Weg auf weiten Stücken überlagert haben.

Nelson Mandela – Leben und Wirken
Ausstellung vom 16. Oktober 2008
bis 31. Januar 2009
Info: www.kaefigturm.ch / www.expoforum.ch

KLEINANZEIGEN

VIDMART' 08

WEIHNACHTSAUSSTELLUNG - Kunst zum schauen und kaufen / Samstag, 29. November 2008

22 Kunstschaffende öffnen ihre Ateliers in den VidmarHallen für das Publikum.

Zum 5. Mal wird auf drei Etagen der VidmarHallen 3 Einblick ins Schaffen der bildenden Künstlerinnen und Künstlern gewährt. Letztes Jahr wurde mit einem „langen Teppich" das Stadttheater begrüsst und auf «offene Ateliers» verzichtet. Nun soll die Tradition wieder weitergeführt werden. Mit einem Rahmenprogramm, mit einigen Performern, Bar und Musik wird der Anlass zusätzlich unterstützt.

Es öffnen Ihre Türen: Julia Balsiger, Silvia Bernasconi, Marc Bigler, Silvia Bongard, Rosemarie Bonnard, Rita Bührer Broccard, Elisabeth Daly-Paris, Katharina Eichelberger, Michael Epp, Franziska Ewald, Feo Eggimann, Béatrice Gysin, Johanna Huguenin-Schreier, Anna-Maria Lebon, Josef Loretan, Katrin Racz, Margareta Scheidegger, Eva Scheuter, Manfred Sijtsma, Beatrix Sitter-Liver, Swiss Musical Academy, Patricia Wuillemin-Nafe

Programm:
ab 16 h Bar, VidmarLounge, 1. Stock ;
«Table Songs» der Swiss Musical Adacemy
18 h /20.30 h **TRANSFORMAKTION!**
Performance mit Margareta Scheidegger: Malerei und Konzept, Regina Ammann: Tanz, 2. Stock
ab 18.18h **«Claire belebt Zwischenräume»**, Rita Bührer Broccard, Tanz und Theaterwerkstatt Vidmar, 1. Stock
19.30 h **«uniQue» Dance Crew** mit Tamara Martinez, Felice Bartlome, Anne-Sophie Ewald und Dina Peric, 3. Stock
ab 22 h **Balkan-, Russen- und Weltmusik** mit Urs Frey, 1. Stock

Ort: VidmarHallen, Könizstrasse 161, 3097 Liebefeld, zu erreichen mit Bus Nr. 17 bis Hardeggerstrasse, oder Bus Nr. 10 bis Hessstrasse.

Kleinanzeigen: Über unsere Webseite können die Kleinanzeigen für nur **Fr. 45.00** pro Monat aufgegeben werden. Dazu müssen Sie auf INSERIEREN und die Seite nach unten bewegen. Alles weitere steht da geschrieben...

ensuite im ABO

BE 11/08

kulturmagazin

Sie wissen nicht mehr wohin? ensuite - kulturmagazin im ABO lässt Sie Monat für Monat Kultur und Kunst entdecken (inklusive die Beilage ***art*ensuite**)!

- ❑ Ausgabe **Bern** ❑ Ausgabe **Zürich**
- ❑ Abonnement je Stadt Fr. 58.00
- ❑ Abo für Studierende / AHV / IV Fr. 32.00
- ❑ Ich möchte GönnerIn werden (ab Fr. 300.00)
- ❑ Ich möchte ein Abo verschenken. Hier mein Name, Adresse und Wohnort:

.....

.....

Vorname .....

Name .....

Adresse .....

PLZ / Ort .....

E-Mail .....

.....
Datum / Ort / Unterschrift

Ein Abonnement ist ab Rechnungsdatum für ein Jahr gültig. **Ohne Kündigung wird es automatisch um ein Jahr verlängert.** Bitte beachten: Kündigungsfrist ist **2 Monate** vor Ablauf des Abonnements.

Ausschneiden und Einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern | Tel. 031 318 60 50 | **www.ensuite.ch**

seit 1998

nur gute Musik

Wir haben keinen Computer für die Musikauswahl sondern FachjournalistInnen, Fans, Singer-Songwriter, Sammler, Nischenbeobachter, Sportredakteure, Verlags-Lektoren und Auslandkorrespondenten, die nur die neuen Platten besprechen, die sie für gut befunden haben. Diese zehn Mal jährlich erscheinende Sammlung von Empfehlungsschreiben ist für unsere AutorInnen auch eine Spielwiese und das merkt man den Texten an. Auch für viele treue AbonnentInnen ist LOOP seit zehn Jahren die letzte Oase in der Musikwüste, die sie nicht mehr missen möchten, selbst wenn sie im Ausland arbeiten. Zum Beispiel in Peking.

MUSIKZEITUNG Loop

www.loopzeitung.ch